

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens
Herausgeber: [s.n.]
Band: 37 (1995)

Nachruf: Totentafel
Autor: Brunner, Heinz / Caduff-Vonmoos, Christian / Landolt, Robert

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Totentafel

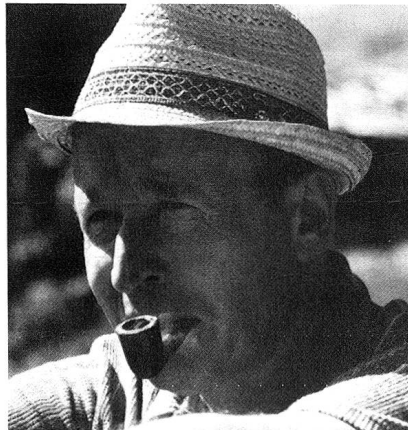
Pfarrer Kurt Hänny-Stoffel

(1916–1993)

Birkhähne sind so scheu, dass sie ausserordentlich schwierig zu beobachten sind. Als Filmamateur reizte mich deshalb der Versuch, einen Birkhahn zu filmen. Was konnte einfacher sein, als meinen nahen Freund Kurt Hänny zu fragen, der in der gleichen Region seine Ferien verbrachte. Der Angesprochene führte mich dreiviertel Stunden lang durch Feld und Wald. Dann steckte er auf einer einsamen Erhebung zwei Hölzchen in den Boden, etwa zwei Meter auseinander. «Hier fliegt morgen ungefähr 15 Minuten vor Sonnenaufgang ein Birkhahn ein und beginnt seinen Balztanz.» Ich war bas erstaunt, richtete mich aber danach und erlebte das Unglaubliche, dass die Vorhersage ganz genau eintraf.

Dieser Freund Kurt Hänny war Pfarrer. Mit seinen vielseitigen Begabungen hätte er auch den Beruf eines Psychiaters oder Schauspielers ergreifen können. Er malte ausgezeichnet, war ein guter Verseschmied und begabter Redner. 1916 in Chur geboren, schloss er die Mittelschule 1935 ebenda ab und studierte in Zürich, Berlin und Basel Theologie. Nach vier Jahren konnte er in die evangelisch-rätische Synode aufgenommen werden und wurde am selben Tag in die vakante Pfarrei Sils i. D. und Mutten gewählt.

Jede seiner insgesamt drei Pfarrstellen gab ihm nicht nur die Gelegenheit, die Hochachtung seiner Gemeinde zu gewinnen, sondern sie beeinflusste sein Leben wesentlich. Sils-Mutten wurde ihm zur eigentlichen Heimat, trotz der körperlich ungewöhnlich hohe Anforderungen stellenden Tätigkeit, verkündete er doch Gottes Wort an jedem Sonntag in beiden Kirchsprengeln, die im Sommer mit



Obermutten gute vier Marschstunden auseinander lagen. Mit 25 Jahren brachte er Silvia Stoffel als seine Ehefrau in den Palazzo, das Pfarrhaus in Sils. Diese war ebenfalls in Chur aufgewachsen, ebenfalls eine «Walserin», ebenfalls klug und grosszügig und ebenfalls der Pfarrei Sils-Mutten sehr zugetan.

Es kamen zwei Töchter und ein Sohn in die Familie, und wie meistens in den damaligen Zeiten reichte bei deren Heranwachsen der Pfarrlohn einer kleinen Kirchgemeinde nicht, um die Kinder auswärts in die höheren Schulen schicken zu können. So sah sich Pfarrer Hänny im Herbst 1941 gezwungen, einem Ruf nach Herisau zu folgen. Dort öffnete sich ihm ein neuer Wirkungskreis, indem die Betreuung der Insassen der psychiatrischen Anstalt ihn fesselte, aber auch seinen Arbeitsaufwand anschwellen liess. Vielleicht legten die damaligen Eindrücke den Grundstein zum Studium des Sohnes, der sich der Psychiatrie zuwandte? Nach sieben Jahren im Appenzellerland wechselte Pfarrer Hänny nach der Stadt Zürich, wo er die Pfarrei

«Neumünster» übernahm. Hier diente er 23 Jahre lang bis zu seinem Pensionsalter. Seine Predigten schrieb er Wort für Wort auf und lernte sie dann auswendig (was er selbst spöttisch als «marmorieren» bezeichnete). Im Gottesdienst sprach er langsam und trennte die Sätze streng, was für die Zuhörer das Mitdenken erleichterte und unter anderem der Grund war, weshalb er trotz dem grossen Kirchenraum immer vor einer grossen Zuhörerschaft predigen konnte. Im Militär leistete er als Hauptmann und Feldprediger gerne seine vielen Dienste.

Zürich bedeutete dem Pfarrherrn von Neumünster aber nicht nur Arbeit, sondern auch Fortbildung. Er nutzte bis ins fortgeschrittene Alter die theologische und sprachlich-philosophische Weiterbildung, welche ihm die Universität bot. In der Rückschau gedachte Kurt Hänny mit besonderer Dankbarkeit der Vorlesungen von Prof. Blanke und Köhler in Zürich. Nach einer Sonntagspredigt im Frühjahr 1981, die seine letzte sein sollte, übersiedelte er am Montag ins Bündnerland zurück, was die Zürcher nicht so recht verstehen konnten, betraf es doch ausgerechnet den Montag des Sechseläutens.

Wieder in seinem geliebten Heimatkanton bezog die Familie Hänny das grosselterliche geräumige Bauernhaus in Jenaz. Die Kinder waren inzwischen alle verheiratet und sorgten für Enkel, für welche alle die Grosseltern in Jenaz ein offenes Haus hatten. Hier setzte Kurt eine Tradition fort für die Enkel, die er in Sils für die Kinder begonnen hatte: es entstanden mit Bildern und Versen und einer überschäumenden Phantasie für jeden der Nachkommen ein eigenes Kinderbuch mit

den fröhlichsten Ereignissen, die sein «Birngesicht», sein «grüner Gustav», sein «Horawadi» und wie sie alle hiessen, erlebten. Das Haus in Jenaz mit grossem Garten und Umschwung war zwar das Hauptquartier der Familie Hänni-Stoffel, aber ihr Herz hing an Sils und besonders an Mutten, wo es ihnen schon 1968 möglich geworden war, eine ebenso kleine wie gemütliche Hütte zu erwerben, die ihr Refugium wurde und blieb.

Im Jahre 1946 zerstörte ein schreckliches Brandunglück einen schönen Teil von Obermutten. Kurt Hänni organisierte eine Sammelaktion, die damals in der Schweiz soviel Anklang fand, dass unerwartet viel Geld zusammenfloss. Minutiös berücksichtigte der Pfarrer bei der Verteilung des Geldes alle Möglichkeiten, die einen Einfluss auf die Verteilung der Beträge bei den Geschädigten haben konnten. Dieser Verteiler wurde noch jahrelang zu Rate gezogen, wenn irgendwo ein Dorf einen Brandfall erleiden musste.

Im Sommer hielt die viele Gartenar-

beit das Ehepaar in Jenaz. Im Herbst freute es sich auf einen möglichst lange auszudehnenden Aufenthalt in Obermutten, wo die grossen Lärchenwälder ihre Nadeln unbeschreiblich schön gelb werden liessen. Für Kurt ergaben sich dort lange Tage, weil er in noch dunkler Nacht aufstand und bergwärts wanderte, um sich dann irgendwo zu verstecken und im Morgenrauen dem Wild nachspiegeln zu können. Wind und Unwetter hielten ihn nicht in der Hütte und sein Erlebnischatz über die Natur im weitesten Sinne war unerschöpflich. Diese Naturverbundenheit gipfelte in seiner Freundschaft mit einem «wildem» Füchslein. Dieses hatte voraussichtlich seine Höhle nicht zu weit weg und erwiderte die angebotene Freundschaft des Pfarrers. Mit der Zeit kamen die beiden so gut aus, dass der Zweibeiner dem Vierbeiner in den nahen Wald rief: «Komm, wir wollen das Abendbrot einnehmen.» Wenn er gemächlich um die Hütte ging, sass das Füchslein schon neben seinem Platz auf der Küchenbank, trank aus einer alten Tasse Milch und frass die guten

Bröcklein, die ihm sein grosser Freund hinhielt.

Im Herbst 1993 fühlte sich Kurt gesundheitlich etwas angeschlagen. Er wollte aus medizinischen Gründen einen kurz gemeinten Zwischenhalt in Jenaz einschalten. Nach wenigen Tagen ging es ihm unerwartet schlechter und innert kurzer Stunden gab er seine Seele seinem Schöpfer zurück. Im Hinblick darauf hatte Kurt schon mehrere Jahre zuvor seinen Lebenslauf selbst zu Papier gebracht. Dessen letzte Zeilen lauten wie folgt:

«Wenn ich auf mein nun wohl langsam ausklingendes Leben zurückschaue, so erfüllt mich tiefe Dankbarkeit meiner Frau, meinen Kindern und Enkeln und vielen andern Menschen gegenüber, vor allem aber eine tiefe Dankbarkeit gegenüber Gott, der es so gefügt und gewährt hat.»

Die Abdankungsfeier wurde in die Regulakirche in Chur verlegt, die am 9. Dezember 1993 die sehr grosse Trauergemeinde kaum aufzunehmen vermochte.

Heinz Brunner

Balthasar Fetz, der Begründer der «Terra Grischuna»

Graubünden hat oft bedauert, dass viele seiner besten Leute ihre Heimat verlassen mussten, um im «Unterland» eine Existenz aufzubauen. In den meisten Fällen sind diese Mitbürger für den Kanton verloren gewesen, denn die harten Umstände in der Fremde haben es nicht erlaubt, weiterhin an die Probleme und Bedürfnisse Bündens zu denken. Zahllose Lehrer, Pfarrerherren und andere «Intellektuelle» sind ausgezogen und haben ihre Heimat vergessen – und die Heimat sie.

Es gab – und es gibt weiterhin – erfreuliche Ausnahmen: Jene Bündner, die auch in der Fremde an ihr Bündnerland denken und die versuchen, irgendwie an den täglichen Sorgen und Nöten der alten Heimat teilzunehmen. Zu diesen getreuen Bündnern gehörte der am 4. Dezember 1993 verstorbene Balz Fetz aus Domat/Ems. Ihm ver-



dankt Graubünden sehr viel, denn er verstand es, die vielen bestehenden Bündnervereine zu stärken und zu

einer nicht unwichtigen Zusammenarbeit zu bewegen. Der 1914 in Chur geborene und aufgewachsene Balz Fetz war schon in den dreissiger Jahren aus beruflichen Gründen nach Basel gekommen und dort dem Bündnerverein beigetreten. Bereits 1942 wurde er zum Präsidenten dieser Vereinigung bestimmt. Von hier aus gedachte er, seine bereits früher gehegte Idee einer Dachorganisation aller Bündnervereine der Schweiz zu realisieren, ähnlich wie die «Pro Ticino» es getan hatte. Als Grundlage für die Bekanntmachung seiner Idee sollte eine Art Heimatzeitschrift dienen.

1949, kurz nach dem Krieg, konnte sein Unternehmen verwirklicht werden, das bis heute den Namen «Pro Raetia» trägt. Und auch die Absicht der ersten Stunde, die Förderung der Interessen Graubündens, steht weiterhin im Mittelpunkt dieser Dachorgani-

sation. Bereits beim Antritt seines Amtes im Jahre 1942 ging der neue Präsident daran, ein Mitteilungsblatt herauszugeben, das vom April jenes Jahres an die Bündner im Unterland gerichtet wurde. Den Namen TERRA GRISCHUNA hatte er einem bekannten Film des Fotografen Schocher entlehnt, der damals in ganz Graubünden gezeigt wurde und erstmals diesen Namen prägte.

Anfangs tippte Balz Fetz die Texte eigenhändig auf Wachsmatrizen. Man stand mitten im Krieg, Papier war rar und viele Mitarbeiter standen im Aktivdienst. Die ersten Nummern gingen an die Mitglieder des Bündnervereins Basel. In einem Vorwort schrieb der Herausgeber: «Viele ausserhalb des Kantons lebende Landsleute interessieren sich, was in der engeren Heimat geschieht. Diesem Bedürfnis, mit der Heimat verbunden zu bleiben, möchte das vorliegende Blatt entgegenkommen.» Bereits in der zweiten Ausgabe schrieb der damalige Bündner Regierungspräsident Albrecht: «Auf ihrem Zug hinauf in den Jung-Rhein brachte die Lachsforelle dieses Jahr eine liebe, freundliche Überraschung mit, die erste Nummer der Terra Grischuna, Heimatnachrichten des Bündnervereins Basel. Wir haben dieses Prachtsexemplar sofort verschlungen. Die Kost war bekömmlich, so dass wir mit Befriedigung auf Fortsetzung folgen.» Solche Wertungen verfehlten ihre Wirkung nicht, und immer mehr Leute, und besonders immer mehr Bündner wollten diese Nachrichten lesen. Der Erfolg war gesichert.

Hatte Balz Fetz seine Nachrichten anfänglich auf der Schreibmaschine getippt und anschliessend auf einem Apparat, den man damals «Hektograph» nannte, vervielfältigt, so machte er anfangs der fünfziger Jahre einen weiteren und entscheidenden Schritt. Die Terra Grischuna wurde gedruckt und enthielt von da an Illustrationen. Damit wurde sie zu einer achtbaren Zeitschrift, die sich mit anderen dieser Art durchaus messen konnte. Die Voraussetzungen zu diesem Schritt waren günstig: Die spätere Flut von Zeitschriften aus Deutschland hatte noch kaum eingesetzt und in der Schweiz stellte sich nach dem Krieg

ein euphorischer Schwung ein, welcher auch für die Terra Grischuna vorteilhaft war. Verleger Fetz nützte diesen Umstand, umsomehr, als sich die neue Erscheinungsform als richtig erwies. Es handelte sich um die gleiche Form und Grösse, die sich bis heute erhalten hat.

Bis zum Jahre 1957 amtierte Balz Fetz auch als Redaktor der Zeitschrift. Dann aber, als sich das «Unternehmen» ausweitete, gewann er einen wichtigen Mann auf diesen Posten: Christian Walther. Dieser erwarb in der Folge grosse Verdienste für die Weiterentwicklung der Terra Grischuna. B. Fetz war damals Präsident der «Pro Raetia» und erkannte die Fähigkeiten Walthers, der als Sekretär dieser Vereinigung wirkte und in Zürich als Sachberater für Wirtschaftsfragen tätig war. Chr. Walther bewältigte die Redaktion in Doppelfunktion zusammen mit der Aufgabe eines Geschäftsführers der Pro Raetia. So kann man erkennen, dass die heutige Dachorganisation der Bündner im Unterland weitgehend auf der Zusammenarbeit von Balz Fetz und Christian Walther beruht.

Die Terra Grischuna gedieh fortlaufend, wurde umfangreicher und fand dauernd neue und kompetente Mitarbeiter, unter diesen nicht zuletzt die Fotografin Lisa Gensetter. Dem grafischen Blickwinkel wurde stets Beachtung geschenkt, so dass unter der Leitung von Balz Fetz und später seines

Sohnes Reto Fetz die Modernisierung stets den Anforderungen und dem Gusto der Zeit angeeignet worden ist.

Balz Fetz durfte noch erleben, dass unter der Leitung seines Sohnes, der 1970 in die Verlagsleitung eintrat, ein weiterer Schritt erfolgte: Der Zeitschrift trat ein Buchverlag zur Seite, der sich mit bündnerischen und touristischen Büchern befasst und damit eine weitere Martklücke in diesem Kanton schliesst.

Balz Fetz durfte im Alter auf ein Werk zurückblicken, das eindrücklich ist. Er ist jene Persönlichkeit gewesen, welche die Bündnervereine zusammengeführt und dieses Ziel mit der Zeitschrift Terra Grischuna und der Pro Raetia erreicht hat. Damals, in den harten und vagen Kriegsjahren hat er wohl kaum geahnt, dass er ein Unternehmen in die Wege leitete, welches fünfzig Jahre später in voller Blüte dastehen sollte. Wenn heute sein Sohn und mit ihm der neue Redaktor der Zeitschrift, der Churer Markus Joos, das Werk in seinem Sinne weiterführen, wird ihm dieses Wissen am Ende seiner Lebenszeit ein grosser Trost gewesen sein und ihn mit Stolz erfüllt haben. Und Graubünden wird ihm Dank wissen, dass er ein Vorbild für jene Mitbürger ist, die ins Unterland auswandern. Auch in dieser Lage vermag man etwas für die alte Heimat zu leisten, das Bestand hat und Respekt erheischt.

Christian Caduff-Vonmoos

Dr. med. Friedrich Leutenegger

1902–1994

Am 3. Januar 1994 ist das Leben von Dr. med. Friedrich Leutenegger zu Ende gegangen. Es war ein langes, erfülltes und arbeitsreiches Leben gewesen.

Friedrich Leutenegger, oder Fritz wie er genannt wurde, erblickte in Bern am 9. Februar 1902 das Licht der Welt. Die Familie zog kurz darauf nach Wangen an der Aare und wohnte in dem alten schönen bernischen Landvogteischloss. Diese herrschaftliche Umgebung hat Fritz Leutenegger für sein ganzes Leben geprägt, zumal der

Schlossdomäne eine grosse Landwirtschaft angegliedert war, wo schon der Knabe eine enge Beziehung zu den Pferden fand; eine Liebe, die ihn bis ins hohe Alter begleitete. 1912 verlegte die Familie ihren Wonsitz nach Bern-Bümpliz. Hier in Bern besuchte er das Gymnasium, das er mit der A-Maturität mit zusätzlich Hebräisch, als einer der Besten, abschloss. Fritz erinnerte sich gern an seine Gymnasialzeit, war glücklich über seine guten Lehrer und schreibt in seinem kurzen Lebenslauf,

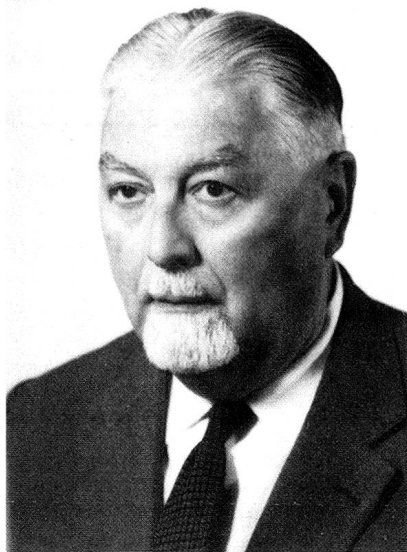
dass die Schule für ihn meist wie ein schöner Spaziergang gewesen sei.

Nach längerem Schwanken zwischen Geschichte, Altphilologie und Medizin entschied er sich für den Arztberuf, wobei sein Einsatz als Hilfspfleger bei schwerkranken Soldaten während der Grippeepidemie 1918 wohl eine wichtige Rolle gespielt hatte. Das Medizinstudium absolvierte Fritz Leutenegger in Bern. Schon früh trat er der Studentenverbindung Zofingia bei, wo er viele Freunde fand und welcher er zeitlebens die Treue hielt. 1927 schloss er sein Studium mit dem Staatsexamen ab. Unter dem Einfluss der Professoren Sahli und besonders Albert Schüpbach wandte sich der junge Mediziner der Inneren Medizin zu. Prof. Schüpbach bot ihm eine Stelle als Assistent an, und so begann seine Laufbahn als Internist.

Hier in Bern bei Prof. Schüpbach erarbeitete sich Fritz Leutenegger die soliden Grundlagen für seine Berufsausbildung. Besonders interessierte ihn der Diabetes mellitus, aus diesem Grund folgte auch ein Studienaufenthalt bei Prof. Ueber in Berlin. Mit der Doktorarbeit aus diesem Spezialgebiet «Diabetes mellitus und Gefässsystem» promovierte Fritz dann zum Doktor der Medizin.

Im Sommer 1933 erfolgte der erste Kontakt mit dem Kanton Graubünden, indem Fritz Leutenegger für einige Monate als Assistent von Dr. Bandlisen in Bad Passugg arbeitete und sich in unserem Kanton sehr wohl fühlte. Nach einem kurzen Studienaufenthalt in Paris schloss er seine internistische Ausbildung mit einer zweijährigen Assistentenzeit bei dem damals wohl bekanntesten Internisten Prof. Otto Naegeli an der Medizinischen Klinik der Universität Zürich ab.

Im Frühjahr 1934 wurde Fritz Leutenegger das Amt eines leitenden Arztes der Bad- und Kuranstalten in Bad Ragaz angeboten. Nach längerem Zögern und nach Rücksprache mit seinen verehrten Lehrern Prof. Schüpbach und Prof. Naegeli entschloss er sich zur Übernahme dieser Aufgabe. Hier wirkte er bis 1939 und führte eine Reihe von Neuerungen, so die sogenannten Unterwasserbehandlungen, ein. Unter seinen vielen Patienten wa-



ren manche berühmten und interessanten Persönlichkeiten. Zu seinen Aufgaben gehörte auch die Betreuung des sogenannten «Armenbades Pfäfers», dem er den neuen und angemessenen Namen «Volksbad» gab. Hier wird er sich wohl oft an seinen berühmten Vorgänger Paracelsus erinnern haben, der 1535 dort weilte und 1536 eine kleine Schrift «Von dem Bad Pfeffers tugenden, kreften und wirkung, ursprung und herkommen» herausgab und der Heilkraft dieser Bäder hohes Lob spendete.

Während seiner Ragazer Zeit verheiratete sich Fritz Leutenegger mit Margrit Stocklin aus Zug. Vier Kinder wurden dem glücklichen Paar geschenkt. Noch während der Tätigkeit in Bad Ragaz bezog die junge Familie eine schöne Wohnung im Haus zum Brunnengarten in Chur. Bereits zu dieser Zeit war Fritz ein gern gesehener Konsiliararzt am Kreuzspital. Da die Kuranstalten Bad Ragaz im Winter geschlossen waren, nutzte er diese Zeit, um sich in London weiter fortzubilden. Durch den drohenden Ausbruch des Zweiten Weltkrieges kamen die Kuranstalten Bad Ragaz in eine schwierige Situation. Aus diesem Grund gab Fritz Leutenegger seine Stellung auf und eröffnete in Chur ebenfalls im Haus zum Brunnengarten seine Praxis als Internist, wobei er seine Patienten auch stationär im Kreuzspital behandeln konnte. Kaum war die Praxis eröffnet, kam die Mobilmä-

chung 1939. Fritz Leutenegger machte den ganzen Aktivdienst als Regimentsarzt des Geb. Gz. Rgt. 60 mit. Er war ein fähiger und begeisterter Sanitätsoffizier, der vierzig Jahre lang bis 1975 als Waffenplatzarzt und Vorsitzender der sanitarischen Untersuchungskommission Chur, zuletzt im Rang eines Majors der Sanität, unzählige Wehrmänner betreuen und beurteilen musste.

Fritz Leutenegger war ein ausgezeichnete Arzt, eine Persönlichkeit, die Ruhe, Sicherheit, Kompetenz und Autorität ausstrahlte. In den Schriften des Hippokrates (460–377 v. Chr.) findet sich folgende Beschreibung der idealen Arztfigur: «Zum Arzt gehört Autorität. Im Aussehen soll er von guter Farbe und gesundem Aussehen sein. In der Kleidung soll er auf ein gutes Gewand halten, auf wohlriechende Salben mit unaufdringlichem Duft. Durch all das fühlen sich die Patienten angenehm berührt. Darauf muss man Wert legen. Was die innere Haltung anbelangt: massvoll, nicht allein durch Zurückhaltung im Sprechen, sondern überhaupt ausgeglichen in der Lebensführung. Im Charakter ein Edelmann, als solcher gegen alles bemessen, freundlich, denn das Überstürzte und Hastige wird nicht geschätzt.» Diese Aussage aus der Antike trifft genau auf Fritz Leutenegger zu. Er war der ideale Arzt, der den kranken Menschen als Ganzes und auch die sozialen und familiären Aspekte berücksichtigte. Gerade in schwierigen Fällen und in Notfallsituationen schätzten seine Patienten und deren Angehörige sein entschlossenes Handeln und sein menschliches Verständnis. Immer sah er aber auch die Grenzen ärztlichen Tuns und betrieb im besten Sinne eine Medizin des Masses.

Im Verlauf seiner 50jährigen Tätigkeit als Arzt hat Fritz Leutenegger die ganze Entwicklung der modernen Medizin, die sich in einem atemberaubenden Tempo vollzieht, miterlebt. Durch Kongressbesuche, Besuche von Vorträgen und eigenes Literaturstudium hielt er sich auf der Höhe des Wissens, offen allem Neuen gegenüber, aber auch an Bewährtem festhaltend.

Als Vertrauensarzt der kantonalen

Pensionskasse und als Kantonsschul-
 arzt stellte Fritz Leutenegger sein
 reiches Wissen und seine Erfahrungen
 zur Verfügung. Trotz seiner sehr star-
 ken Arbeitsbelastung hat er sich sehr
 aktiv auch standespolitisch engagiert.
 So war er mehrere Jahre Präsident
 des Churer und Bündner Ärztevereins.
 Zusammen mit Dr. Alfred Scharplatz
 gründete er die Bündner Liga für
 Krebsbekämpfung. Lange Jahre war
 er auch ärztliches Mitglied der Invali-
 denversicherungskommission. Für
 seine grossen Verdienste dankte ihm
 der Bündner Ärzteverein mit der Er-
 nennung zum Ehrenmitglied.

Man fragt sich, wie es Fritz Leuten-
 egger fertig brachte, seine grosse ärzt-
 liche Praxis (er machte oft auch Haus-
 besuche) und die oben angeführten
 Aktivitäten zu bewältigen. Sicher war
 er ein guter Organisator, aber ent-
 scheidend war, dass er in seiner Gattin
 Margrit eine ideale Gefährtin hatte,
 die ihm half, wo sie konnte, stets voller
 Verständnis für seine Anliegen war
 und es dazu noch verstand, einen sehr
 gepflegten und gediegenen Haushalt
 zu führen. So konnte er in seiner Fami-

lie, die ihm alles bedeutete, immer
 wieder Kraft schöpfen. Seinen Kin-
 dern war er ein liebevoller, treube-
 sorgter Vater. Besonders freute es ihn,
 dass sein ältester Sohn ebenfalls Arzt
 wurde und heute als stellvertretender
 Chefarzt an der chirurgischen Klinik
 des Kantonsspitals arbeitet.

Fritz Leutenegger war ein geselliger
 Mensch, und viele seiner Freunde
 erinnern sich an die gemütlichen
 Abende bei ihm zu Hause, wo wir von
 seinen Weinkenntnissen profitierten
 und uns Frau Margrit kulinarisch ver-
 wöhnte. Auch am Dienstagabend-
 Stamm im Bahnhofbuffet Chur verleb-
 ten wir mit ihm viele besinnliche und
 fröhliche Stunden. Mit 75 Jahren gab
 Fritz Leutenegger seine Praxis auf und
 zog mit seiner Gattin nach Masans, wo
 er sich sehr glücklich fühlte. Er war
 kulturell sehr interessiert und hatte
 nun Zeit, sich intensiver mit diesen Be-
 langen zu beschäftigen. Neben allem,
 was mit Pferden zusammenhing, war
 es vor allem die Geschichte, die ihn in-
 teressierte, vor allem diejenige des
 Hochmittelalters. Ganz besonders fas-
 zinierte ihn die Gestalt Friedrich II.

von Hohenstaufen. Er las viele Bücher
 über diesen grossen Kaiser und be-
 suchte auch dessen Wirkungsstätten.

Als eifriges Mitglied der Herald-
 ischen Gesellschaft der Schweiz be-
 schäftigte er sich intensiv mit der
 Wappenkunde. Er unternahm viele
 Reisen, gerne war er in der Toskana,
 wo ihn Landschaft und Kultur glei-
 chermassen beeindruckten. Später
 schätzte er dann die bequemen Mee-
 res-Kreuzfahrten, wo Kultur mit Kom-
 fort verbunden waren.

In der letzten Zeit wurde es stiller
 um Fritz Leutenegger. Ein Unfall und
 zunehmende Altersbeschwerden
 machten ihn pflegebedürftig. Seine
 zwei letzten Lebensjahre verbrachte
 er in der Alterssiedlung Kantengut zu-
 sammen mit seiner Frau, die ihn mit
 aufopfernder Liebe betreut hat. Dort
 ist er nun ruhig eingeschlafen.

Wir werden uns stets dankbar an
 Fritz Leutenegger erinnern, der seiner
 Familie, seinen Freunden und Kolle-
 gen und seinen Patienten so viel gege-
 ben hat.

Requiescat in pace.

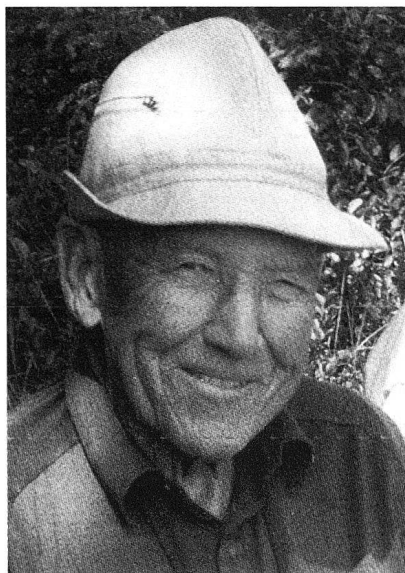
Robert Landolt

Georg Calonder

(21. März 1914–28. Januar 1994)

Georg Calonder ist in Chur geboren
 und aufgewachsen. Hier besuchte er
 die Primarschule (1922–1927) und die
 erste Klasse der Sekundarschule. Da-
 nach wechselte er in die Handelsschu-
 le (1933–1936). Auf dem Zilliser
 Maiensäss Nasch verbrachte er im
 Kreis seiner Verwandten jeweils die
 Sommerferien. Mit dem Grossvater
 begab er sich gerne auf Wanderungen
 in die Berge. Hier liegt wohl der Ur-
 sprung seiner Liebe zum Alpinismus.
 Seine Handelsstudien begann er auf
 der Hochschule St. Gallen (1933–
 1936) und schloss sie nach einem
 sechsjährigen Studium an der Univer-
 sität Genf 1942 mit dem Doktorat der
 Ökonomie ab.

1943 wurde er zum Vorsteher des
 kantonalen Arbeitsamtes gewählt,
 nachdem er schon während einem
 Jahr auf der kantonalen Preiskontroll-



le gearbeitet hatte. Damals zählte das
 Arbeitsamt neun Angestellte. Die Auf-

gaben waren unterteilt in eine
 Frauenabteilung und eine Männerab-
 teilung; letztere gliederte sich in die
 Gruppen Gastgewerbe, Landwirt-
 schaft und übriges Gewerbe. Nebst
 diesen Abteilungen, welche sich mit
 der Ausländerzulassung und der Ar-
 beitsvermittlung zu befassen hatten,
 war auch die Arbeitslosenversiche-
 rung dem Arbeitsamt integriert. Be-
 reits damals stellte die Ausländerzu-
 lassung hohe Anforderungen an das
 Urteilsvermögen und die Sachkennt-
 nisse der Funktionäre des Arbeitsam-
 tes.

Georg Calonder verstand es immer
 wieder, die Notwendigkeit eines Aus-
 länders gegenüber einer einheimi-
 schen Arbeitskraft abzuwägen. Be-
 reits damals musste überprüft wer-
 den, ob für eine angeforderte auslän-
 dische Arbeitskraft nicht ein einheimi-
 scher Arbeitsloser oder eine einheimi-
 sche Arbeitslose vermittelt werden
 konnte.

Der während den Kriegsjahren organisierte Arbeitseinsatz und die später erfolgten Kraftwerkbauten im Kanton Graubünden stellten an den Vorsteher des Arbeitsamtes grosse Anforderungen, die er durch seine tolerante und korrekte Art stets zum besten gelöst hat. Obwohl damals praktisch nur eine Winterarbeitslosigkeit herrschte, musste vom Arbeitsamt aus danach getrachtet werden, dass nicht unsere Einheimischen in Arbeitslosigkeit gerieten, während ausländische Arbeitskräfte beschäftigt wurden. Die Bereitschaft der Einheimischen, beim Kraftwerkbau tätig zu sein, war allerdings nicht gerade gross.

Auf 1. Februar 1966 trat das neue Bundesgesetz über die Arbeit in Industrie, Gewerbe und Handel (Arbeitsgesetz) in Kraft. Mit dem Erlass der dazugehörigen kantonalen Vollzugsverordnung wurde das bisherige kantonale Arbeitsamt zum Industrie-, Gewerbe- und Arbeitsamt Graubünden erweitert. Die Umorganisation musste unter erheblicher Belastung aus dem laufenden Verkehr, der dem Amt bis über 1000 Posteingänge im Tag brachte, schrittweise vorgenommen werden. Entsprechend den neuen Aufgaben wurde das Amt in die beiden Unterabteilungen «Arbeitsamt» und «Industrie und Gewerbe» gegliedert. Die bisherigen Aufgaben wurden zur Hauptsache der Unterabteilung Arbeitsamt, der Vollzug des Arbeitsgesetzes und der Chauffeurverordnung sowie die Mitarbeit bei der Wirtschaftsförderung der Unterabteilung Industrie und Gewerbe zugeteilt.

In all den Jahren als Vorsteher des kantonalen Arbeitsamtes wie auch als Chef des Industrie-, Gewerbe- und Arbeitsamtes bis zu seiner Pensionierung im Jahr 1979 war Georg Calonder bei Arbeitgebern und bei Arbeitnehmern und deren Organisationen stets beliebt. Er verstand es immer wieder, deren Anliegen anzuhören und auf bestmögliche Art und Weise zu erledigen, was nicht immer einfach war.

Als Vorgesetzter war er stets beliebt. Durch seine väterliche, ja manchmal kollegiale Art, hat er es verstanden, ein vortreffliches Arbeitsklima im Amt zu schaffen und zu erhal-

ten. So organisierte er jeweils im Winter amtsinterne Sporttage, die dazu beitrugen, dass man sich auch privat näher kennen lernte. Für viele im Amt war er ein gütiger Vater, der auch für ihre privaten und beruflichen Anliegen Verständnis und Wohlwollen entgegenbrachte. Ein Chef, den seine Mitarbeiter nicht vergessen werden.

Bis zu seinem Ableben wirkte der Verstorbene mit Freude in den Altherren-Runden des Kantonsschülerturnvereins (KTV) mit, sei es im sportlichen Teil, in den wöchentlichen Turnabenden oder in gesondert durchgeführten Zusammenkünften. Gymnastik dieser Art hat ihm eine willkommene Gelegenheit geboten, die vornehmlich für seine alpinistischen Bedürfnisse nötige körperliche Leistungsfähigkeit auch im fortgeschrittenen Alter dauerhaft zu erhalten. Gespräche in diesem Freundeskreis haben immer wieder zutage gefördert, wie sehr Georg Calonder die Freizeitgestaltung in dieser Form zu schätzen wusste. Er konnte darüber hinaus die Diskussion in unterhaltsamer Weise, mitunter pointiert und in schlagkräftigen Entgegnungen, bereichern.

*

In seiner leitenden beruflichen Stellung hat sich Georg Calonder nicht nur durch sein fachliches Wissen ausgezeichnet, sondern ebenso sehr durch seine menschlichen Qualitäten. Verständnis für die vielschichtigen Probleme der Neuzeit und zuvorkommender Umgang mit allen, die die Dienste seiner Amtsstelle beanspruchen wollten oder mussten, zeichneten ihn aus. Er verstand es, Begehren und Wünsche aller Art in Ruhe einzuschätzen und zu beurteilen. Dabei kamen ihm seine peinliche Genauigkeit und sein einführendes Abwägen aller Lösungsmöglichkeiten sehr zustatten. Er genoss grosses Vertrauen, das Schwierigkeiten zu überbrücken und zu meistern half. Dass ihm dabei auch die angeborene menschliche Wärme, Güte und Nachsicht halfen, war selbstverständlich. Georg Calonder konnte, wenn es sein musste, auch eigenwillig, ja unnachgiebig sein. Wie auch immer, er hat sich stets bemüht, den geraden und aufrichtigen Weg zu gehen, so-

wohl im privaten wie im beruflichen Leben.

Obwohl in der Stadt Chur, deren Bürger er war, geboren und aufgewachsen, war Georg Calonder von jung auf ein Kind der Berge. Er hat es zeitlebens verstanden, die Schönheiten der Natur und der Berge zu lieben und ihnen mit Respekt zu begegnen. Alles genoss er in vollen Zügen, jedoch nicht egoistisch, sondern es war ihm ein Anliegen, die Natur und die Bergwelt auch anderen Menschen näherzubringen. Er tat dies mit Freude und Begeisterung und verstand es, im Freundeskreis und in der Familie Begeisterung für die Naturschönheiten und das Bergsteigen im besonderen zu wecken. Übrigens waren ihm nicht nur die Bündner Berge aus dem FF bekannt, sondern er war ebenso sehr mit der Walliser- und Berner-Oberländer Bergwelt vertraut. Er fühlte sich im Fels und Eis zu Hause und fand sich im Winter auf Skitouren ebenfalls zurecht. Sein technisches Können, sei es mit Seil, Pickel oder Skiern, war einwandfrei, und dazu kam noch sein Hang zur Präzision. Nichts wurde dem Zufall überlassen, es musste einfach alles stimmen. Sicherheit war bei Georg Calonder erstes Gebot. Nur die beste Ausrüstung war ihm gut genug.

Bei all diesen Voraussetzungen schloss man sich ihm gerne und bedenkenlos an. Seine alpinistischen Erfahrungen zog man sich gerne zu Nutzen. Sie wurden allgemein geschätzt und anerkannt. Allerdings nicht nur von seinen Bergfreunden, sondern auch von seiner SAC-Sektion Rätia, deren Präsident er von 1946–1950 war und die ihn zum Ehrenmitglied ernannte. Auf Georg Calonder wurden auch andere Institutionen, die sich mit dem Alpinismus näher befassten, aufmerksam. So der Schweizerische Alpenclub, dem er von 1968–1970 als Präsident vorstand und der ihm die Ehrenmitgliedschaft verlieh. Auch im Militär – seine Offizierslaufbahn endete mit dem Obersten-Grad – entdeckte man den Alpinisten Georg Calonder. Schon als junger Leutnant wurde ihm die Leitung von Hochgebirgskursen übertragen bzw. die Gebirgsausbildung von Wehrmännern anvertraut. Auch wurde er für die Bergführeraus-

bildung zugezogen und als Prüfungsexperte eingesetzt. Dass man seine alpinistischen Kenntnisse auch für die Begutachtung von Bergunfällen beanspruchte, war selbstverständlich. Und schliesslich boten auch die von Georg Calonder organisierten und geleiteten CC-Senioren-Tourenwochen einen besonderen Genuss. Neben all dem fand er immer Zeit, sich publizistisch mit dem Bergsteigen, dem Skitourenwesen und dem Naturschutz zu betätigen. So verfasste er unter anderem den Skitourenführer Graubünden mit insgesamt 483 Routen. Übrigens wollte er mit diesem Werk auch die Jugend dazu bewegen, vom Massenbetrieb der Skipisten den Schritt in die winterliche Bergwelt zu machen. Bei all seinem Engagement für die Pflege eines gesunden und vernünftigen Alpinismus, den er seinen vielen Freunden zu vermitteln verstand, dachte er stets auch an seine Familie. So durften seine Gattin Utti und seine Kinder Vreni

und Beat die Natur und die Bergwelt in unzähligen Begehungen erleben. Es waren für ihn – und er erzählte gerne davon – immer glückliche und genussreiche Stunden. Aber auch ein Geschenk für seine Familie, an dem sie sich zeitlebens erfreuen konnte. Auf alle Fälle haben sich seine Kinder ganz dem Alpinismus, dem sie nach Möglichkeit heute noch frönen, verschrieben.

Unvergesslich bleibt Georg Calonder auch seinen Bergfreunden. Für sie war es stets ein Erlebnis, mit ihm Berg- und Skitouren sowie Wanderungen machen zu dürfen. Am Schluss solcher Exkursionen strahlte er vor Glück und Freude und schmunzelte zufrieden, wenn man beim Schlusshock den erlebten Tag bei einem Bierchen nochmals Revue passieren liess. Bei diesen Gelegenheiten erzählte er auch über andere Bergerlebnisse und fasste bereits eine kommende Begehung ins Auge. Alle, die das Glück hat-

ten, mit Georg Calonder die Bergwelt erleben zu dürfen, sind ihm für die gebotenen schönen Stunden dankbar. Sie alle haben mit seinem Hinschied einen lebenswürdigen, zuvorkommenden und aufrichtigen Freund verloren, der allen Bergsteigern, Skitourenfahrern und Wanderern fehlen wird.

Ich habe versucht, etwas wenig über Georg Calonder, wie ich ihn in fast 50 Jahren kennengelernt und erlebt habe, zu berichten. Unzählige Bergerlebnisse haben wir gemeinsam genossen und in uns aufgenommen. Es waren immer unbelastete und fröhliche Stunden. Wir haben uns stets gut verstanden, selbst wenn ab und zu auch kritische Situationen entstanden sind. Durch den Hinschied von Georg Calonder ist eine enge Freundschaft zu Ende gegangen und es bleiben nur noch die schönen Erinnerungen, die wertvoll sind.

Leonhard Felix, Raoul Sommer

Das anvertraute Erbe getreu verwaltet

Bischof Dr. Johannes Vonderach von Chur

Bischof Dr. Johannes Vonderach – am 6. Mai 1916 als siebentes Kind des Hotelierhepaars Heinrich und Katharina Vonderach-Gisler in Unterschächen geboren, gestorben in der Nacht auf den 10. Februar 1994 – ist, darin sind sich heute mehr und mehr all jene einig, die ihn gekannt haben, eine verkaunte Persönlichkeit der Kirchengeschichte des Bistums Chur, wurden doch seine Verdienste und das Gewicht seiner Persönlichkeit im unseligen Streit um ältere, aber neu und heftig aufgebrochene Standpunktdifferenzen weitgehend verdrängt. Darunter hat er persönlich sehr gelitten. Und zwar mehr, als er nach aussen hin erkennen liess. Doch die Geschichte lehrt u. a., dass nach manchmal langer Zeit das scheinbar feststehende Urteil über eine Persönlichkeit allein schon durch anhaltende und intensivierte Forschung und durch die entemotionalisierte Distanz durchaus gerechtere Bewertungen möglich macht.



Bischof Dr. Johannes Vonderach schien nicht das zu sein, was man eine Kämpfernatur nennt, hatte aber sehr wohl schon in seiner Jugend Härte und

Ausdauer und auch Kampfgeist beweisen müssen – er war ein starker Schwimmer und hatte als Soldat Aktiviendienst am Gotthard geleistet. Was er später bewirkt, woran er gelitten und wofür er auf seine Weise gekämpft hat, wollen wir nachstehend beleuchten.

Sein Lebensweg und seine Arbeit

Johannes Vonderach, geboren in Unterschächen, war Bürger von Spiringen, Ehrenbürger von Unterschächen und Medel/Lucmagn. Er besuchte die Primarschule in Erstfeld und Altdorf UR, die Mittelschule Kollegium Karl Borromäus in Altdorf und maturierte dort 1936 mit der besten Note. Es folgten Studien in Philosophie und Theologie in Chur, Mailand, Fribourg und Bern, 1946 doktorierte er in Theologie. Interessant seine Dissertationsarbeit: «J. M. Sailer, ein Meister der Seelsorge, und seine Beziehungen zur Schweiz». In diesem Thema spiegelt sich einiges von Wesen und Anliegen des späteren Bischofs wider.

Bischof Johannes hatte zahlreiche Ämter inne, wir können sie an dieser

Stelle gar nicht alle aufführen, ihre Vielzahl und Vielfalt ist jedenfalls beeindruckend. Wer den Bischof gekannt hat, weiss auch, dass er sie dennoch keineswegs als blosser Ehrentitel ansah, sondern sie gewissenhaft und nach besten Kräften auszufüllen versuchte. Wenn also zu seinen Lebzeiten vereinzelt die Vermutung geäussert wurde, Bischof Vonderach vergrabe sich im Bischöflichen Hof zu Chur und führe ein ruhiges, bequemes Leben, so entsprach dieses Bild keineswegs der Wirklichkeit. Im Gegenteil: der Bischof arbeitete hart und lang und schonte sich nicht, bis er aus Krankheitsgründen sein Amt abtreten musste. Die vielen Aufgaben und besonderen Stellungen, die Dr. Johannes Vonderach innehatte bzw. wahrnahm, belegen dies eindrücklich und machen auch deutlich, was ihm am Herzen lag:

Von 1946 bis 1958 war er Bischöflicher Kanzler, von 1952 bis 1962 Generalvikar, von 1952 bis 1955 Domcustos und von 1955 bis 1962 Domdekan. Am 8. Dezember 1957 wurde er in der Churer Kathedrale zum Weihbischof geweiht (und zum Titularbischof von Aradi, einem früheren Suffragatbistum von Karthago, ernannt), dieses Amt hatte er bis zum 22. Januar 1962 inne, als er zum Bischof von Chur geweiht wurde. Dieses Amt übte er bis zum 22. Mai 1990 aus. Er übergab es aus Altersgründen an den von Papst Johannes Paul II. zuvor zu seinem Nachfolger ernannten bisherigen Weihbischof Wolfgang Haas. Seine Anliegen sind aber auch in seiner weiteren Arbeit erkennbar: Teilnahme am Vatikanischen Konzil Chur von 1962 bis 1965; Mitglied des Tribunals des II. Vatikanischen Konzils Rom vom 28.11.1962 bis 1965; Mitglied der Schweizerischen Bischofskonferenz ab 1962, deren Präsident von 1967 bis 1971 mit den Ressorts Ökumene und Europafragen, Schweizerische Nationale Kommission *Justitia et Pax* (bis 1977); Teilnahme an der römischen Bischofssynode 1967 und 1969 bis 1974; Mitglied der Römischen Kongregation für den Klerus ab 1972; Magnus Cancellarius der Theologischen Hochschule Chur ab 1975; Präsident der *Catholica Unio* der Schweiz ab 1975; Mitglied des Rates der Europäischen

Bischofskonferenzen seit der Vorbereitungsversammlung in Rom; Mitglied der Arbeitsgemeinschaft der Christlichen Kirchen der Schweiz ab 1971, zugleich im Vorstand, 1973 Präsident, 1975 bis 1977 Vizepräsident; Mitglied der Delegation des Rates Europäischer Bischofskonferenzen/Konferenz Europäischer Kirchen ab 1975; Mitglied der Deutschschweizerischen Ordinarienkonferenz ab 1972, deren Präsident 1973, 1976 und 1977; Mitglied des Stiftungsrates des Fastenopfers der Schweizer Katholiken ab 1962; Vorsitzender der Diözesanen Synode von 1972 bis 1975; Vorsitzender des Diözesanen Priester- und Seelsorgerates ab 1968; Vorsitz der ökumenischen Konsultationskonferenz der Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa in Helsinki und Belgrad ab 1977; Mitglied der interkonfessionellen Kommission für Entwicklungshilfe ab 1970; Mitglied des ökumenischen Gesprächskreises Kirche/Wirtschaft ab 1976; Mitglied des Verwaltungsrates Bündner Tagblatt ab 1953.

Der Friede in der Welt und von daher logischerweise auch der Wunsch nach geschwisterlicher Einheit der christlichen Kirchen, also vor allem konkret die Ökumene, von der die Rede war, war ihm ein besonderes Anliegen: er wusste um die Bedeutung dieses Anliegens für den interkonfessionellen Dialog. Daran hat er mitgearbeitet, dafür ist er eingetreten. Nicht immer als der nach aussen hin erkennbare Aktive, wohl aber als der ruhende Pol, als Anreger auch, als um Ausgleich Bemühter, als einer, der bei anderen um das gleiche Verständnis für die Glaubenssicht der anderen Konfession warb, das er selber glaubwürdig vorlebte. Hier war er, der ansonsten stark der Region, in der er lebte und wirkte, verhaftet war, interessanterweise von einer globalen Denkweise und auch Zuversicht.

Sein besonderes Anliegen war aber die Seelsorge. Er war allerdings nicht der Typus des forschenden Jugendseelsorgers, wiewohl er solchen Einsatz durchaus zu schätzen wusste. Sein ruhiges, bisweilen wohl auch allzu zurückhaltendes Naturell machte es ihm an sich nicht leicht, Zugang zu den

Menschen zu finden. Und diese wiederum empfanden, dadurch noch gefördert, oft eine gewisse Scheu, sich ihm zu nähern. Wo sich dieser Weg aber auftat, löste sich seine Zunge und er konnte auch über seine Sorgen sprechen – wenn er beim Gesprächspartner dafür Verständnis vermuten durfte und nicht fürchten musste, als einer zu gelten, der das Jammern liebt. Vielen hat er mit Rat und Tat geholfen, und aus seinen Predigten sprach die Sorge um die Menschen, um die ihm anvertrauten Seelen, um die Gefahren für eine zunehmend profanisierende und dem Materialismus huldigende Welt.

Dass seine Gesundheit so schwer von dem Kummer um die Streitigkeiten in der Kirche betroffen wurde, belegt eindrücklich und menschlich berührend, dass er sich kein «dickes Fell» zuzulegen vermochte. Und wenn er sich immer wieder mit Appellen an die Nächstenliebe der Menschen zu Wort meldete – z. B., damit in der vorösterlichen Zeit in beiderseitigem ökumenischem Geist Schweizer Katholiken und evangelische Christen gemeinsam zur Linderung der Not in der Dritten Welt beitragen –, verdeutlicht auch das, was ihm am Herzen lag.

Abt Georg Holzherr von Einsiedeln würdigte nach dem Tod des Bischofs aber auch dessen Einsatz für die Kirche, der durchaus Reformcharakter hatte, obwohl ihm solche Ambitionen nach Meinung anderer, zumindest in späteren Jahren, nicht zu liegen schienen: nach dem Konzil habe der Bischof zusammen mit seinen Mitarbeitern im Ordinariat wegweisende Massnahmen getroffen, an denen sich auch andere Schweizer Diözesen orientiert hätten. Abt Holzherr erinnerte in diesem Zusammenhang daran, dass zuerst in Chur eine Diözesansynode einberufen wurde, aus der später ein wichtiges schweizerisches Unternehmen auf katholischer Seite entstanden war: die Synode 72. Trotzdem gab es später Kritik, die wohl aus allzu grossen Erwartungen für Reformen und Veränderung resultierte, die man aber bei nüchterner Betrachtungsweise nicht hatte erwarten können. Der Bischof war aber nicht reformfeindlich, sondern zeigte sich oft aufgeschlossen für

Veränderungen; aber er fürchtete, dass man bei allzu raschem Vorgehen das Kind mit dem Bade ausschütten könnte und lebte eher dem Sprichwort «Gut Ding will Weile» haben. Und: was einmal zerstört ist, ist verloren. Davon abgesehen sah er auch nicht so viele Möglichkeiten und vor allem Notwendigkeiten zu Veränderungen, wie sie andere in der Kirche gern gesehen hätten. Und das ist Standpunktsache, nicht ein an seiner Person festzumachendes Problem.

Einen besonderen Bezug hatte Johannes Vonderach zum Fürstentum Liechtenstein, Urbestandteil des Bistums Chur. Dort wird der Bischof von Chur noch heute als «Landesbischof» bezeichnet – einen solchen ehrenden Titel finden wir sonst nur noch in der Bezeichnung «Landesfürst»: nämlich für das weltliche Staatsoberhaupt. Liechtensteiner lud er dann auch zur Mitarbeit in der erwähnten Synode 72 ein. Besonders verbunden war und blieb er zeitlebens aber natürlich seiner Heimat Uri und der Innerschweiz, zu diesen Wurzeln kehrte er auch zurück, als er erkrankte, und dort in der Heimat endete auch sein irdischer Lebensweg. Das heisst nicht, dass er sich am Bischöflichen Hof in Chur nicht ebenfalls zu Hause fühlte, wobei er insbesondere die Kathedrale liebte.

Seine Anliegen und Sorgen als Mensch und als Bischof

Als die Stimmung gegen Bischof Wolfgang Haas auf dem Höhepunkt war und die angeheizten Emotionen neben ernsthaften Diskussionen auch sehr hässliche Begleiterscheinungen nach sich zogen, geriet auch Bischof Vonderach ins Schussfeld der Kritiker. Ihm wurde die Protektion in der Nachfolgefrage zugunsten des Liechtensteiners Haas vorgeworfen. Dabei litt Johannes Vonderach nicht so sehr unter der Kritik an sich, zumal er sich seiner Sache sicher war und sich dabei auf den noch heute kontrovers diskutierten Wahlverzicht des Domkapitels Chur vom 5.2.1943 abstützte, sondern die Art und Weise der Streitigkeiten, die kaum noch christliches Verhalten erkennen liess, schmerzte ihn sehr. Er hatte um die Schwierigkeiten, die sein späterer Nachfolger haben würde,

zwar gewusst, sich aber dennoch nur von der Stimme seines Gewissens leiten lassen. Diese Haltung hat ihm zwar nachträglich heftige Kritik und Schelte, bei anderen aber auch Worte der Anerkennung für seine Gradlinigkeit und Gewissenstreue eingebracht.

Wer ihn kannte, weiss um die Ernsthaftigkeit seines Ringens um die jeweils richtigen Entscheidungen, die er sich oft sehr schwer machte. Gerade das aber liess selbst solche, die ihn sachlich kritisierten, Respekt empfinden. So schrieb der einstige Bischöfliche Sekretär unter Vonderachs Vorgänger Caminada einmal, dass er Johannes Vonderach «als überaus gescheiten, dialogfähigen und wohlwollenden Priester» erlebt habe. Und Julius Josef Huber weiter: «Grosse Bereitschaft zum Dialog sah ich auch darin, dass er mich immer wieder selbst in den Priesterrat des Bistums berief, obwohl ich dort, auch in seiner Gegenwart, oft quer lag. Unvergesslich bleibt mir seine wiederholte Klage bei persönlichen Gesprächen, dass er es als Bischof niemandem recht machen könne. Bei den einen gehe er zu weit, die anderen hielten ihn für rückständig. Neben all der Kritik, die heute nach Chur geht, empfinde ich es als Akt der Fairness, den unermüdlichen Einsatz von Dr. Johannes Vonderach fürs Bistum und darüber hinaus während über 40 Jahren auf eine der Waagschalen zu legen. Damit auch den aufrichtigen Dank für alles Gute, dass er in unserer Ortskirche wirkte, nicht zuletzt für seine mutige Initiative zur ersten Schweizer Bischofssynode

1972.» Das sind tatsächlich beeindruckende Worte aus der Feder eines ihm nachweislich durchaus kritisch gegenüberstehenden Mannes. Und es sind nicht die einzigen.

Bischof Johannes war bei allem Wissen und aller Sachkenntnis kein Technokrat oder Beamter. Die Seel-Sorge war ihm eines der grössten Anliegen, das Gebet gab ihm Kraft, dazu ermunterte er auch andere. Wallfahrten zu Bruder Klaus gaben nicht nur ihm selbst viel, er empfahl sie immer wieder auch anderen. Dass er auch fröhlich sein konnte, hat man in seinen letzten, auch von schwerer Erkrankung gezeichneten Lebensjahren oft vergessen können. Bilder aus seiner Jugend zeigen es aber oft, und auch bei den festlichen Anlässen der Kirche, wo er gemeinsames Anliegen, gemeinsame Festfreude auch empfand und erlebte, sah man ihn lächeln. Er hat seinen Beruf als Berufung empfunden und versucht, dem an ihn ergangenen Ruf nach bestem Wissen und Gewissen nachzukommen. Wer sein Lebenswerk betrachtet und in dieses auch Einblick nehmen durfte, weiss, dass er von heiligem Eifer beseelt war und vieles in Bewegung gebracht hat. Und mag sein, dass er jenen Vers nie vergessen hat, den ihm Walter Hauser, einst Pfarrer von Sisikon, zur Bischofsweihe widmete:

«... Trag den Ring über Uri – den heiligen Ring, – kettend das Land der leuchtenden Firne – kettend die zärtlichen Dörfer der Jugend – ans Land der Verheissung.»

Henning Karl Frhr. v. Vogelsang

a. Stadtpräsident Dr. Andrea Melchior

Am 23. Februar 1994 ist Andrea Melchior viel zu früh und für uns alle völlig überraschend im Alter von nur 56 Jahren an den Folgen eines Herzversagens gestorben.

Geboren am 14. Juli 1938 in Malix, verlebte er glückliche Jugendjahre zusammen mit sechs Geschwistern an der Kasernenstrasse in Chur. Trotz des in Europa tobenden Krieges muss es für Andrea Melchior eine fröhliche

und unbeschwerter Zeit gewesen sein. Jedenfalls hat er des öftern mit Freude und Humor von Erlebnissen und Erinnerungen aus diesem Lebensabschnitt erzählt. Nach der Sekundarschule absolvierte er zunächst eine kaufmännische Lehre bei der damals bekannten und bedeutenden Textilfirma Pedolin. Schon bald verspürte er jedoch das Bedürfnis, sich schulisch weiterzubilden. Nachdem ihn in dieser Zeit vor allem

auch theologische Fragen intensiv beschäftigt, entschloss er sich, unterstützt und gefördert von seinem Lehrmeister, zum Eintritt ins Gymnasium. 1960 erlangte er die A-Matura.

Während der Kantonsschulzeit entdeckte der Verstorbene seine besondere Liebe zum Theater und zu den bildenden Künsten. Als begeisterter Curianer widmete er sich neben der Schule vor allem der Literatur und nahm jede sich bietende Gelegenheit wahr, um auch selbst aktiv Theater zu spielen.

So war es denn nur folgerichtig, dass Andrea Melchior sich an der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich einschrieb und dort die Hauptfächer Deutsch und Geschichte belegte. Auch hier wiederum wirkte er aktiv in der Studententheatergruppe mit. Daneben nahm er aber auch immer mehr lebhaften Anteil an den politischen Ereignissen. Zum einen interessierten ihn die Mächte und Kräfte, die die Weltpolitik beeinflussen und gestalten, zum andern war es aber gerade auch das Spannungsfeld der kleinräumigen, lokalen Politik, das ihn zu fesseln vermochte. In dieser Zeit des Umbruches (es sei an die Studentenunruhen von 1968 erinnert) lernte Andrea Melchior den damaligen Stadtpräsidenten von Zürich, Sigmund Widmer, persönlich kennen. Hier knüpfte er auch die ersten Kontakte zum Landesring der Unabhängigen, welcher damals in der Stadt Zürich eine bedeutende Rolle spielte und mit der Tageszeitung «Die Tat» auch über ein angesehenes und geachtetes Publikationsorgan verfügte. Die Studentenjahre haben Andrea Melchior stark geprägt und den Weg für seine spätere aussergewöhnliche und erfolgreiche politische Tätigkeit vorgezeichnet und beeinflusst.

Im Wintersemester 1968/69 schloss der Verstorbene sein Studium beim legendären Germanisten Emil Staiger mit einer Dissertation über Gerhard Hauptmanns Florian Geyer erfolgreich ab.

Bereits im Jahre 1963 hatte Andrea Melchior in Sils im Engadin Annemarie Blumer kennengelernt. Beide hatten während der Semesterferien das Nietzschehaus als gemeinsamen Ar-



beitsort gewählt. Andrea Melchior als Kustos des Hauses und die damalige Studentin Annemarie Blumer, um eine Seminararbeit zu schreiben. Es war für beide ein glückliches Zusammentreffen. Nach der Heirat im Jahre 1965 wurden der jungen und glücklichen Familie Melchior der Sohn Andrea und wenige Jahre später die Tochter Barbara geschenkt. Die Familie bedeutete Andrea Melchior viel; fand er doch hier nicht nur Rückhalt und teilnehmendes Interesse, sondern er fühlte sich im kleinen Kreise besonders wohl.

Auf Beginn des Schuljahres 1969/70 erhielt der Verstorbene die Möglichkeit, an der Kantonsschule in Chur als Lehrer Deutsch und Geschichte zu unterrichten. Mit Freude, Begeisterung und grossem Elan hat Andrea Melchior diese Stelle angetreten und sich sogleich stark in seinem Beruf engagiert. Hier konnte er seine Lust am Debattieren voll ausleben. Schon kurze Zeit später erfolgte sein Beitritt zum LdU Chur, wo er sich mit den städtischen und kantonalen Fragen der Politik auseinandersetzte. Aufgrund des geschilderten Werdeganges erstaunt es nicht, dass Andrea Melchior, als er angefragt wurde, ob er für den Stadtrat kandidieren wolle, sich im Jahre 1972 vom LdU als Stadtratskandidat portieren liess. In einer denkwürdigen Wahl, die am Ende vom Bundesgericht entschieden werden musste, wurde er schliesslich Nachfolger von Dr. Spre-

cher als Stadtpräsident der Stadt Chur.

Der Start war für den Verstorbenen nicht eben leicht, und er wurde innert kürzester Zeit nicht nur mit einer Vielzahl von Problemen konfrontiert, sondern er musste auch erfahren, dass es ein Einzelkämpfer besonders schwer hat, seine Ideen und Vorstellungen im Tagesgeschäft durchzubringen. Diese ersten Jahre haben einen bleibenden Einfluss auf Andrea Melchior ausgeübt. Zum einen musste er sich mit besonderer Hartnäckigkeit für die ihm gerecht und richtig scheinende Sache einsetzen, und zum anderen erlebte er gar manche persönliche Enttäuschung. Gerade in dieser Zeit fehlte ihm ein starker politischer Rückhalt. Trotz dieser Schwierigkeiten gelang es ihm jedoch, das Vertrauen breiter Bevölkerungskreise für sich zu gewinnen. Mit grossem Engagement und Entschlossenheit vertrat er die städtischen Geschäfte vor dem Gemeinderat und vor der Stimmbürgerschaft. Mit Hingabe setzte er sich für die Minderheiten im sozialen und kulturellen Bereich ein, und es war ihm ein besonderes Anliegen, zu einem gedeihlichen Miteinander der Landeskirchen beizutragen. Dabei verstand er sich besonders gut mit dem verstorbenen Bischof Vonderach, mit dem er viele eingehende Gespräche führte. Der verdiente Erfolg all dieser Bemühungen blieb am Ende nicht aus, und die Stadt hat dem Verstorbenen viel zu verdanken.

Die Freizeit gehörte der Familie und seinen Hobbies. Bereits während dem Studium hatte Andrea Melchior begonnen, Collagen zu gestalten. In langen Nächten wurde das bei jeder sich bietenden Gelegenheit gesammelte bunte und bedruckte Papier mit der Schere zerschnitten und zu Kunstwerken zusammengefügt. Hier konnte der Verstorbene seine Kreativität voll entfalten.

So sehr ihn die Arbeit für die Stadt faszinierte, so sehr empfand er andererseits die Enge der lokalen Politik. Dies führte schon bald dazu, dass er seinen Wirkungskreis erweiterte und im Vorstand des Städteverbandes Einsitz nahm. In diesem Gremium von Stadtpräsidenten traf er auf Kollegen unterschiedlichster Herkunft, und er

nutzte diese Gelegenheit, um mit ihnen gemeinsam bestehende Fragen zu diskutieren. Daraus entwickelten sich viele freundschaftliche Bindungen. Mit Überzeugung und Enthusiasmus widmete er sich auch der Öffnung gegen Europa. So gestaltete er aktiv mit am Weiterausbau der Städtepartnerschaft, die sich nach dem Zweiten Weltkrieg zwischen Städten und Gemeinden verschiedener Nationen gebildet hatte mit dem Ziel, einen Beitrag zur Verständigung unter den Völkern und Nationen zu leisten. Später wurde der Verstorbene vom Bundesrat als Mitglied in die vom Europarat eingesezte Konferenz der Regionen und Gemeinden Europas delegiert.

Verschiedene Male wurde der Verstorbene mit glanzvollen Wahlergebnissen in den Grossen Rat gewählt, wo er sich für die Anliegen der Gemeinden, im Schulbereich und in kulturellen Fragen engagierte.

Nach 16 Jahren musste der Verstorbene Ende 1988 das Amt als Stadtpräsident infolge der Einführung der Amtszeitbeschränkung aufgeben. Die-

sen erzwungenen Abschied aus der aktiven Politik empfand er verständlicherweise als ungerecht; hatte er sich doch während Jahren mit seiner ganzen Kraft und mit vollem Einsatz für die Anliegen der Öffentlichkeit eingesetzt.

In den folgenden Jahren war Andrea Melchior in erster Linie als Journalist und Redaktor tätig. Besondere Freude und Befriedigung fand er aber auch in der Aufgabe als Verwaltungsrat der Grütli Krankenversicherung, wo er mit verschiedenen Einzelaufträgen betraut wurde. Erst wenige Monate vor seinem Tode hatte er mit Freude und Begeisterung den Posten als Chefredaktor der Zeitschrift Vita Sana übernommen. Diese Aufgabe war auf ihn zugeschnitten. Hier konnte er seine Erfahrungen und seine breiten Interessen voll zum Tragen bringen. Mit zwei von ihm originell und erfolgreich gestalteten Nummern schien ein neuer Start geglückt; doch das Schicksal wollte es anders.

Hans Hatz

Rückblick auf das Leben von **Greti Caprez-Roffler**

Pfarrerin

geb. 17. August 1906 – gest. 19. März 1994

und

Gian Caprez-Roffler

dipl. Bauing. ETH und Pfarrer

geb. 5. Mai 1905 – gest. 12. April 1994

Gian Caprez – Kindheit und Jugend

Wären Gians Eltern abergläubisch gewesen, so hätten sie die Fünf für eine Unglückszahl gehalten, denn er war am 5. Tag des 5. Monats des 5. Jahres des kaum begonnenen 20. Jahrhunderts geboren. Nicht dass sie darin ein Unglück gesehen hätten, dass ihnen ein Kind geboren wurde, hatten sie doch eben ihren ersten Sohn hergeben müssen. Aber ihr zweites, Johann Rudolf getauftes und Gianin genanntes, war ein Sorgenkind. Es hatte alle nur erdenklichen Kinderkrankheiten durchgemacht, war mit sechs Jahren so schwach, dass es in

einem Wägeli herumgefahren werden musste, und es wurde in einer kritischen Nacht von einem Ärztekonsilium aufgegeben. Gianin durfte aber wieder genesen und wurde anschliessend zur Erholung nach Lugano geschickt. Sein Vater brachte ihn in ein Kinderheim, liess ihn im paradiesischen Garten spielen und war plötzlich verschwunden. Mit List hatte man ihn eingeliefert, und er starb in der Folge fast vor Heimweh. Nach unendlich langer Zeit stand der Vater wieder da und holte ihn heim nach Pontresina. Lugano musste dem Knaben gut getan haben, denn ganze drei Jahre fehlte

ihm nichts mehr. Dann meldete sich eine neue Krankheit: Ein böses Gelenkrheuma warf ihn viele Wochen nieder und verursachte eine grosse Herzerweiterung, die ihm Zeit seines Lebens anhänglich blieb.

Als Schulbub war Gian zu allerlei Streichen bereit. Seinen Eltern blieb zum Glück mancher Kummer erspart, da vieles nicht ans Licht kam, was die Knaben angestellt hatten, und auch vor Gians jüngerer Schwester, Elisabeth, blieben die Bubenstücke geheim. Einiges davon sei hier aufgezählt: Der mutigen Knaben schönste Rennbahn war das flache Blechdach des dreistöckigen Hauses im Carlihof. Und der galt als der Kühnste, der die äusserste Bahn nahe dem Dachkänel benutzte oder wer im Schuss zwischen Dachkänel und Kamin durchzuspringen wagte. Noch eine andere Mutprobe gab es dort oben in luftiger Höhe zu bestehen: vornübergebeugt die unter dem Dachkänel durchgeleitete Starkstromleitung rasch zu berühren, so dass es einem nichts machte. Wie sehr es gezwickt, hat niemand erfahren. Ein anderes Lausbubenstück: Da Gians Vater ihn das Katzen- und Rabenschüssen gelehrt, da er ihn auch in die Kunst des Revolverschiessens eingeführt und da er als Baumeister über Dynamit und Zündkapseln verfügte, waren sie auch auf diesem Gebiet heimisch. Wie manche Explosion mit Dynamit, wie mancher Zigeunerbraten mit Revolverschüssen und wie viele Schreckschüsse direkt hinter dem Rücken eines Polizisten hatten ihre so langen und langweiligen Ferien verkürzen helfen! Ob sein Vater wohl etwas davon geahnt hatte? Eines Tages machte er seinem Sohn das Angebot, im väterlichen Baugeschäft mitzuhelfen. So wurde er Maurerhandlanger und verdiente 5 Rappen pro Stunde, monatlich in einem schönen gelben Zahltagstäschchen ausbezahlt.

Der Vater nahm seinen Sohn viel mit in die Berge und pflanzte ihm damit eine unauslöschbare Liebe und Sehnsucht für die Alpen ins Herz. Wie oft zog Gian über Bergkämme, durchkletterte exponierte Felswände oder balancierte über einen schmalen Grat! Sein grösster Ehrgeiz galt dem Skisport. Es war ihm ganz selbstverständ-

lich, dass er in allen Disziplinen erster sein musste. In der dritten Sekundarklasse gewann er die von Mrs Renton gestiftete silberne Medaille, die Freimitgliedschaft des Skiclubs Bernina, einen Kombinationsbecher und den Wanderbecher für den besten Pontresiner Springer. Das ist beileibe nicht Aufschnitt, denn sein scharfer Konkurrent auf der Berninaschanze war der nachmalige Schweizermeister im Skisprung, Christian Meisser von Davos. Welches Gefühl, so angestaunt und unübertroffen dazustehen! Heute springt jeder Primarschüler weiter. Wie ist doch alles «eitel und Haschen nach Wind»!

1921 trat Gian in die 4. technische Klasse der Kantonsschule Chur ein. Die Kantonsschulzeit diente ihm gewissermassen zur Klärung: Er wurde brav und gesittet, lernte gute Manieren und wurde seiner Schwester, die er früher oft bis aufs Blut geärgert hatte, ein liebenswürdiger Bruder und seinen Eltern doch noch ein sogenannter hoffnungsvoller Sohn. Dann kamen wieder schwere Krankheiten über ihn, die ihn an den Rand des Grabes brachten. Im Juni 1924 war alles überstanden: Krankheit, Matura und Maturaball. Ein neuer Lebensabschnitt begann.

Im Herbst 1924 fand sich die ganze Maturaklasse wieder in Zürich an der Eidgenössischen Technischen Hochschule. Gian wählte das Ingenieurstudium: Acht Semester Vorlesungen voll strenger Arbeit mit Übungen und Vorexamen, ein neuntes Semester als Staatsexamen. Eine Zeit mit fast militärisch strengem Aufbau und Disziplin. Eine wundervolle Zeit, voll Licht und Schatten, voll Spannung und Entspannung. Trotz allem kam die Geselligkeit nie zu kurz. Im Akademischen Ingenieur-Verein erlebte er ein Zusammensein und Zusammenarbeiten, wie er es später an der Universität nicht mehr fand. Die Ferien waren jeweils ausgefüllt mit Examensvorbereitungen und Militärdienst. Ende 1928 schloss er das Studium an der ETH mit dem Diplom als Bauingenieur ab. Nun folgten fünf Jahre Praxis als Bauingenieur. Im Sommer 1929 war er studienhalber in Paris, als ihm ein Telegramm mit einem verlockenden Stel-



lenangebot zugeflogen kam: «Assistent an der Technischen Hochschule von São Paulo in Brasilien, Gehalt 1000 Milreis, Reise bezahlt, kable Antwort!» Eine halbe Stunde später telegrafierte er die Annahme. Dann ging es Schlag auf Schlag: Mitteilung an Braut und Eltern, Packen, Militärdispens, Hochzeitsvorbereitung und Heirat mit der Theologiekandidatin Greti Roffler.

Greti Roffler – Kindheit und Jugend

Im August 1906 gingen Gretis Eltern zu zweit in die Ferien nach St. Antönien, zu dritt kehrten sie wieder zurück, denn ihr erstes Kind, Greti, war am 17. August im sogenannten Hüschergada zur Welt gekommen. Eine alte Base amtete als Hebamme. Der frischgebackene Vater war damals Lehrer an der Kantonsschule in Chur. Als die Tochter fünf Jahre alt war, kehrte der Vater wieder ins Landpfarramt zurück, und die Familie zog ins Pfarrhaus nach Igis. Hier wuchs Greti zusammen mit zwei jüngeren Schwestern und einem Bruder auf. Sie verbrachte eine glückliche Jugend. Viel fröhliches Spiel verband sie mit den Dorfkindern. Aber die andern hüteten sich, ihr, dem Pfarrerskind, Schmutz oder Rohheit zuzutragen. Auch lebte Greti vielfach in einer Welt für sich, beständig neue Geschichten erfindend, deren Heldenfiguren dann mit der Träumenden identisch waren. Der Eintritt in die Schule riss sie aus

diesem Paradies, denn sie hatte einen Lehrer, der Tatzen austeilte und Schüler und Schülerinnen an den Haaren aus den Bänken herausriss. Darum war es für Greti ein Geschenk, am Schluss der ersten Klasse in die dritte versetzt zu werden und damit den Lehrer wechseln zu können.

Als Sekundarschülerin erlebte sie etwas für sie sehr Wichtiges: An einem Landsgemeindesonntag ging sie auf den Festplatz und verweilte auf der Wiese, wo die Männer für die Wahlen zusammengekommen waren. Bald lockte die Chilbi, die mit der Landsgemeinde verbunden war. Greti hatte von den Eltern eine kleine Geldsumme bekommen. Nun werweisste ihr begehliches Herz hin und her: «So- und sovielmals kann ich mit der Reitschule fahren, aber dort von den wunderschönen künstlichen Blumen an jenem Stand hätte ich allzu gern einige gekauft.» Und plötzlich geriet sie in einen Bann. Eine Stimme flüsterte ihr zu, lockend und schmeichelnd: «Geh hin und kauf dir eine, aber nimm drei! Das merkt niemand!» Kaum vernommen, war es auch geschehen. Sie begab sich wieder auf die Wiese. Plötzlich fiel der Bann von ihr ab. Die ganze Erkenntnis der Tat kam über sie. Und sie fiel in tiefste Verzweiflung. Eilends ging sie ein zweites Mal hinüber zur Chilbi, um wieder gutzumachen. Aber der Stand mit den Blumen war wie vom Erdboden verschwunden, und sie stand allein mit ihrer Verzweiflung. Was sollte, was konnte sie nun tun? Nun, da sie nicht mehr gutmachen konnte, blieb ihr nur mehr die Reue. Sie lief dorthin, wo sie noch Hilfe und Zuflucht erhoffte: zur Mutter. Diese nahm ihre Tochter zwar in die Arme und liess sie auch ausschluchzen, aber sie war so überrascht von der Sachlage, dass sie ihr auf die Beichte antwortete: «Hoffentlich hat es niemand gesehen!» Dabei hatte die Schluchzende in diesem Augenblick das wichtigste und grösste Erlebnis eines Menschen: die Erkenntnis von Schuld und Reue. Ihre Mutter hätte davon sprechen dürfen, dass sie nun nicht als Schuldige stehen bleiben müsse, sondern dass sie miteinander zum himmlischen Vater gehen, ihm die Schuld bringen und von ihm Verge-

bung und völlige Befreiung empfangen dürften.

Gretis Vater hatte seine älteste Tochter zum Besuch der Kantonschule bewogen im Blick auf ein späteres Theologiestudium. Ihr wurde dieses Ziel immer fraglicher. Es schien ihr, der Geist der Churer Kantonschule sei allem Religiösen gegenüber rein negativ. 1925 bestand sie die Matura, in völliger Ungewissheit, welches Studium für sie in Frage komme. Mathematik und alte Sprachen waren ihre Stärke. Dazu kam, dass der Deutschlehrer ihren letzten Vortrag mit den Worten quittiert hatte: «Lernen Sie ja nie einen Beruf, bei dem Sie ein einziges Wort öffentlich sagen müssen!» So entschied sie sich für das Studium der alten Sprachen. Aber ihr lebenswarmes und lebenshungriges Herz verlangte nach mehr. Deshalb sattelte sie zum Theologiestudium über. Allerdings nicht ohne dass sie immer wieder von Zweifeln geplagt wurde, sie würde nie auf einer Kanzel stehen können. Dazu kam noch eine Schwierigkeit: Sie hatte ihren Lebenskameraden gefunden. Würden Ehe und der Beruf einer Theologin sich vereinen lassen? Sie hatte dafür keine Vorbilder.

1928 bestand sie das Propädeutikum vor der Zürcher Fakultät und in Chur. Im September 1929 folgte die Heirat mit Ingenieur Gian Caprez.

Das Ehepaar Gian und Greti Caprez-Roffler

Am Tage nach der Hochzeit fuhr das frischvermählte Paar mit der Eisenbahn quer durch Frankreich, und bald sahen sie hinter ihrem Ozeandampfer «Massilia» die letzte graue Küste Portugals verschwinden. Es folgten dreizehn Tage und Nächte mit Wasser und Himmel und einem Schiff, das in schneller Fahrt die Wogen durchschnitt. Am vierzehnten Tag tauchte eine neue Welt auf: Rio de Janeiro mit seiner ganz einzigartigen Küstenformation. Einen Tag später schon legten sie in Santos an und fuhren mit der Eisenbahn durch die subtropischen Bananen- und Ananasfelder Brasiliens. Sie mieteten zwei möblierte Zimmer im Zentrum der Millionenstadt São Paulo. Ihre Vermieterin verstand



nur ein einziges deutsches Wort: «Glück», und die beiden Mieter nur wenige Brocken Portugiesisch. Nach einem halben Jahr konnten sie sich schon ganz ordentlich unterhalten. Während Gian ein überaus nettes Verhältnis unter seinen Mitarbeitern im Laboratorium fand und in seiner Arbeit in aller Freiheit verfügen durfte, sass seine Frau zu Hause über theologischen Büchern. Ihr Tagesprogramm begann mit einer Stunde Hebräisch, dann folgten Griechisch und alles, was zum theologischen Schlussexamen gehörte. Denn das hatten sie sich ausbedungen: Greti sollte im folgenden Jahr wieder zurückfahren in die Schweiz, um dort ihr Schlussexamen abzulegen. Gian wurde damals durch diese theologische Arbeit weder berührt noch angeregt. Sie arbeiteten schön eines neben dem andern, genossen miteinander die Freizeit und ein Jahr voll mannigfaltigster Erlebnisse im fremden Land. Gegen Ende des folgenden Jahres kehrte Greti wie vereinbart nach Zürich zurück und legte dort ihr theologisches Schlussexamen ab.

Inzwischen brach in Brasilien die Revolution aus. São Paulo wurde zum Ziel der Aufständischen. Nach zwei Monaten fiel die Stadt. Die Hochschule war heil davongekommen, sie gehörte sogar zu den Siegern. Der Direktor war selber Revolutionär. Taumel und Siegesparaden im ganzen Land. Gian und sein Schweizerkollege nahmen einen Monat Ferien, fuhren nach Rio

de Janeiro und erlebten den Zauber dieser Tropenstadt.

Anfangs 1931 telegrafierte seine Frau, dass ihnen ein Knäblein geschenkt worden war. Nun zog es den stolzen Vater mit tausend Fäden in die Schweiz zurück. Die Frage, ob seine Frau mit dem Kindlein zu ihm zurückkehren oder ob er in die Schweiz heimfahren sollte, hatten sie so entschieden, dass er reisen würde, obwohl ihm seine Stellung sehr zusagte und ihm das Gehalt im Laufe des vergangenen Jahres fast um das Doppelte erhöht worden war.

Im März 1931 betrat Gian in Spanien wieder europäischen Boden. Schliesslich kam er aus dem tropischen Hochsommer heim in das tiefverschneite Furna. Dort oben, im Hause des Grossvaters Roffler, fanden sie sich nach langer Trennung. Der kleine Sohn Gian Andrea lag im Überseekörbchen, bereit, zum Vater zu fahren, wenn dieser nicht zurückgekommen wäre.

Noch sahen sie keine bestimmten Ziele. Aber es ergab sich nun eines nach dem andern. Greti wurde im Sommer 1931 zur Pfarrerin von Furna gewählt. Anfangs Oktober trat sie ihr Amt an. Die Gemeinde ersuchte daraufhin den Kantonalen Kirchenrat um Bestätigung der Wahl. Ein Sturm brach los, nicht nur beim Kirchenrat und in der Synode, sondern im ganzen «Blätterwald» Graubündens und weit über die Grenzen des Kantons hinaus. Die Gemeinde stand zu ihrer Pfarrerin, denn «wir wohnen schon so nahe dem Himmel, dass es uns vollkommen genügt, wenn uns ein Femininum den Weg dazu weist». Nach einem Jahr stand sogar der Standesbuchhalter des Kantons in der Furner Pfarrstube und verlangte von der Gemeinde als Strafmassnahme die Herausgabe des ganzen Kirchenvermögens, während er der Pfarrerin heimlich bekannte, dass er eine göttliche Freude an den Furnern habe.

Wohl hatte dieser Schritt der Übernahme des Pfarramtes im Bergdorf das schwere Opfer einer Trennung der Familie verlangt, denn Gian arbeitete zunächst in Pontresina, dann in Zürich. Die Reise nach Furna war weit. Am Samstagabend punkt Mitternacht

entstieg er in Furna-Station dem Postauto, das damals zu solch später Stunde das Tal bediente, und langte dann nachts um halb zwei Uhr bei Frau und Kind an. Aber mehr als ein halbes Jahr verlangte Gott dieses Opfer nicht von ihnen. Gians Arbeit gestaltete sich so, dass er seinen Standort oft wechseln musste und immer mehr Arbeit in Furna selbständig verrichten konnte.

Greti wollte alle ihre Aufgaben, das Gemeindepfarramt, die Sorge um den kleinen Sohn und den Haushalt, möglichst perfekt ausüben. Deshalb wurde ihr die Verantwortung manchmal fast zu schwer. An wievielen Sonntagen lag sie dann morgens, wenn die Kirchenglocken riefen und sie auf die Kanzel steigen sollte, auf den Knien und bat Gott, das Amt von ihr zu nehmen! Denn immer noch schien es ihr eine zu grosse und zu erhabene Aufgabe, als dass sie als schwacher und armseliger Mensch ihr hätte genügen können. In diese Zeit fiel die Geburt des zweiten Kindes, Elsbeth Cilgia.

Und nun folgte ein weiterer Einschnitt in ihrem Zusammenleben. Die theologische Arbeit seiner Frau, der Kontakt mit der tapferen Bergbauerngemeinde und der Einblick in die Machenschaften eines modernen technischen Unternehmens liessen im Ingenieur den Entschluss zum Theologiestudium reifen. Eines Tages sass Gian über einem lateinischen Lehrbuch und begann: *laudo, laudas, laudat...* An dem Tag, an welchem er zur Immatrikulation nach Zürich fuhr, trat eine letzte Versuchung an ihn heran: Die Dornier-Werke am Bodensee offerierten ihm die Stelle in ihrer Materialprüfungsanstalt. Eine Unterredung mit dem Direktor ergab, dass es sich hauptsächlich um die Konstruktion von Bomben- und Jagdflugzeugen für die Wiederaufrüstung Deutschlands handeln würde. Hier sagte er seinem technischen Beruf ab und ging über zum Theologiestudium. Zunächst musste er allerdings die Ergänzungsmaturität in Latein, Griechisch und Hebräisch ablegen. Ein Jahr später begann das eigentliche Studium der Theologie. Da der Pfarrermangel nicht mehr bestand und Furna wohl Aussicht hatte, einen neuen Seelsorger zu finden und da die Familie nicht noch

einmal eine Trennung auf sich nehmen wollte, siedelte sie nach Zürich über, in der Hoffnung, nach dem Studium wieder irgendwo zusammen anfangen, gemeinsam in der Arbeit stehen zu dürfen.

In Zürich erlebten die beiden den Segen der Oxfordgruppe. Durch diese lernten sie, was man an der Universität nicht lernen konnte: hilfreiche Seelsorge und gemeinsames Gebet.

Im Dezember 1937 wurde ihnen ein drittes Kind geschenkt: Christina Turitea. Und im Juli 1938 zog die nun fünfköpfige Familie nach Flerden. Flerden, Urmein und Tschappina hatten Gian Caprez zu ihrem Seelsorger gewählt. Da er aber erst im Oktober mit dem Studium fertig war, bekam Greti vom Kantonalen Kirchenrat die Erlaubnis zur Provision dieser drei Kirchgemeinden. Die Geburt ihres vierten Kindes, Margreth Ursula, fiel in die Heinzenberger Zeit.

Im Sommer 1944 geschah das Seltsame: Die gleiche Behörde, die neun Jahre zuvor Gretis Kirchgemeinde als Strafmassnahme das Kirchenvermögen fortgenommen hatte, fragte Gian und Greti Caprez an, ob sie die neugeschaffene Stelle der Pastoration in den kantonalen Anstalten miteinander übernehmen wollten! So zogen sie im September nach Chur in ein wunderschönes Privat-Haus am Calunaweg. Dieses Haus war ihnen sechs Jahre lang Heim und Zuflucht, wenn ihre Herzen schwer geworden waren ob all den vielen dunklen Schicksalen, die ihnen bei ihren Begegnungen in Spitälern, psychiatrischen Kliniken und Gefängnissen anvertraut worden waren. In der Nacht vom 20. auf den 21. Dezember 1942 kam der kleine Christ-Josias auf die Welt. Seine Mutter hatte bis fast zuletzt mit ihm zusammen in all die Dunkelheiten hineingehen müssen, und dann war es doch so ein Sonnenkind.

Allmählich wurde Greti die Arbeit zu viel. Sie gab im Herbst 1945 ihr Amt an eine Nachfolgerin weiter, und kurz darauf gesellte sich das sechste Kind, Gaudenz Curdin, zur Pfarrfamilie.

Im Frühling 1947 folgte Gian einem Ruf nach Kilchberg und zog mit seiner Familie in das grosse Landpfarrhaus nahe der Stadt Zürich. Die «herunter-

gekommenen Bündner» fühlten sich nach anfänglichem Heimweh sehr wohl in der «schönsten Gemeinde am Zürichsee». Da Gians Kollege Gretis theologische Mitarbeit in seiner Gemeinde nicht duldete, fand sie umso mehr Zeit und Möglichkeiten zu Predigtstellvertretungen und Vorträgen in vielen Gemeinden. In der Wohngemeinde organisierte sie Mütterabende und führte den Weltgebetstag der Frauen ein. Zusammen mit ihrem Gatten übernahm sie die Pastoration im Sanatorium. Im übrigen aber war Gian neben seinem Kollegen der Pfarrer von Kilchberg. Er wurde von den Leuten sehr geschätzt, weil in allem, was er in Worte fasste, sein Mitgehen zu verspüren war. So zeugten Taufen, Konfirmationen und Hochzeiten von seiner Mitfreude, Trauerfeiern von seiner Mittrauer. Menschen aller Altersgruppen fanden mit ihren Anliegen bei ihm Gehör. Intuition und Phantasie befähigten ihn, Vorschläge und Lösungen zu finden. Auch gingen von ihm verschiedene Impulse zu sinnvollen Neuerungen im kirchlichen Gemeindeleben aus. Die Jungen lagen ihm besonders am Herzen; denn aus Erfahrung wusste er um ihre innere Unsicherheit auch bei scheinbar selbstsicherem Auftreten. Er begegnete ihnen mit viel Verständnis, Geduld und Liebe. Während Jahren leitete er die Junge Kirche und organisierte Lager im Engadin, um den jungen Stadtmenschen die Unversehrtheit und Schönheit der Bergwelt näherzubringen. Berufstätige Männer und Frauen, Ehepaare, Alleinstehende kamen zu ihm und suchten bei ihm Rat. Alte Leute und Kranke, die er besuchte, ermutigte er, nicht aufzugeben und Zuversicht zu bewahren. Um ihnen in der Vorweihnachtszeit ein Gefühl der Zugehörigkeit und der Freude zu vermitteln, führte er das Adventssingen ein. Auch der schöne Brauch der Christnachtfeier geht auf seine Anregung zurück.

Als Schüler Emil Brunners fühlte er sich ganz selbstverständlich der ökumenischen Bewegung verpflichtet. Es gelang ihm denn auch, Brücken zwischen den Protestanten und Katholiken zu schlagen und ihr Zusammenwirken zu fördern. In Abendmahl und

Eucharistie sah er nichts unüberwindlich Trennendes zwischen den beiden Konfessionen.

Am 28. November 1954 wurde aus Kilchberg der erste reformierte Gottesdienst der Schweiz ausgestrahlt. Der Prediger hiess Gian Caprez. Am 24. August 1958 wurden Greti und Gian zum Familiengottesdienst der SAFFA gerufen. Auch dieser wurde vom Fernsehen übertragen.

1963 war es endlich soweit: Greti Caprez wurde zusammen mit elf Theologinnen, die einmal an der Zürcher Theologischen Fakultät abgeschlossen hatten, im Grossmünster ordiniert. Die viereinhalbjährige Enkeltochter sass mit dabei im Festgottesdienst. Der Kirchenhistoriker, Prof. Blanke, stellte erfreut fest: «Das ist ein Novum in der Kirchengeschichte, dass eine Grossmutter ordiniert wird.» 1965 wurde dann in einer Volksabstimmung auch in Graubünden die Frau zum Pfarramt in den evangelisch-reformierten Kirchgemeinden zugelassen.

Vier Jahre vor Gians Pensionierung kam die Frage an das Pfarrehepaar, ob sie nicht miteinander das verwaiste Rheinwald übernehmen würden. Splügen suchte seit drei Jahren einen Pfarrer, Nufenen seit zwei Jahren. Zuerst dünkte es Gian, er könnte den Abschied von Kilchberg nicht überleben. So sehr fühlte er sich mit seiner Gemeinde verbunden. Er suchte nach Hindernissen von aussen. Darum stellten sie an den Evangelischen Kirchenrat Graubünden zwei Bedingungen: Greti sollte diesmal als selbständige Pfarrerin einer Gemeinde anerkannt werden, und Gian und Greti sollten sich jeden zweiten Sonntag im Kanzeldienst gegenseitig vertreten dürfen. Beides gab es bisher in Graubünden nicht. Der Kirchenrat akzeptierte die Bedingungen. Gian wurde in Sufers, Splügen und Medels und Greti in Nufe-

nen und Hinterrhein gewählt. Nun erst wurde die Wahl nach Graubünden in Kilchberg rufbar. Die Kilchberger wollten ihren Pfarrer nicht ziehen lassen und gaben ihm zu bedenken, dass es unverantwortlich sei, mit seinem dreifachen Herzfehler in die Höhe zu zügeln. Dieser Hindernisgrund leuchtete ein und war Gian sehr willkommen. Der Herzspezialist jedoch erlaubte den Wechsel ins Rheinwald. So wurde auf den 15. Juni 1966 der Umzug festgelegt. Am 12. Juni kam der Bericht vom Kirchenrat Graubünden, dass die schon akzeptierten Bedingungen unerfüllbar seien. Gian forderte seine Gattin auf, die Zügelkisten wieder auspacken. Aber dazu war es jetzt zu spät. Der Umzug ins Rheinwald fand statt, und wenig später – nach langem Gespräch – akzeptierte der Kirchenrat die Bedingungen des Pfarrehepaares erneut.

Am 1. Juli 1968 wurde Gian an der Synode zu Landquart in den Evangelischen Kirchenrat Graubünden gewählt. Das war für ihn eine unverhoffte Anerkennung. Er führte sein Amt mit Freude auch nach der Pensionierung noch aus.

Vier Jahre nach dem Einzug ins Rheinwald, gut einen Monat nach Erreichung der Pensionsaltersgrenze, nahmen sie Abschied von ihren Kirchgemeinden und zogen nach Furna ins Haus von Gretis Grosseltern, wie von Anfang an vorgesehen. Es waren vier schöne Jahre im Rheinwald, und es war für beide wertvoll, noch einmal in anders gearteten Gemeinden arbeiten zu dürfen. Auch Gian bereute den Wegzug von Kilchberg nachträglich nicht mehr. Im Gegenteil: Auf der Wegfahrt von Splügen nach Furna hielt er sein Auto in der Viamala an, nahm seine Frau in die Arme und dankte ihr, dass sie ihn ins Rheinwald gelockt hatte.

Dann begann der Ruhestand in Fur-

na. Das heisst: Nach einem halben Jahr verwaiste diese Kirchgemeinde, und das pensionierte Pfarrehepaar übernahm auf Drängen der Leute hin gemeinsam das Pfarramt. So schloss sich der Kreis der pfarramtlichen Tätigkeit: angefangen 1931 in Furna, beschlossen 1972 in Furna.

Ein schwerer Schlag war für Gian und Greti, als am 19. Dezember 1982 – dem vierten Adventssonntag – ihr ältester Sohn in einer Lawine verunglückte. Es dauerte acht Monate, bis er gefunden wurde und auf dem Friedhof in Pontresina im Grabe seiner Grosseltern beigesetzt werden konnte.

Mit Gians Herz wurde es schlimmer. Die geringste Steigung bereitete ihm Mühe. Eine Operation im Kantonsspital Zürich drängte sich auf. Nach diesem schweren Eingriff schlug das Herz wieder, dass es eine Freude war. Gian konnte wandern und Treppen steigen ohne die geringsten Beschwerden. Schwierig wurde es für ihn erneut, als er plötzlich das Augenlicht fast vollständig verlor. Auch bei Greti traten etliche Altersbeschwerden auf. Sie schaffte es nicht mehr, allein das Haus und den Garten zu besorgen. So entschlossen sie sich 1987 schweren Herzens, Furna zu verlassen und ins Altersheim nach Chur zu ziehen. Sie lebten sich bald gut ein in der Stadt, und es wurden sechseinhalb glückliche Jahre in der sonnigen Zweieinhalb-Zimmer-Wohnung im Rigahaus. Neben den Kindern, Enkeln und Urenkeln kamen viele Freunde und ehemalige Gemeindeglieder zu Besuch und liessen sie spüren, wie sehr sie geschätzt waren. Der Gesundheitszustand beider verschlimmerte sich zusehends. Es war schliesslich eine Erlösung, als Greti am 19. März 1994 sterben durfte. Gian wurde nur 24 Tage später, am 12. April, vom himmlischen Vater heimgerufen.

Margreth Härdi-Caprez

Dr. iur. Josias Sprecher

Unter den Politikern, die in den zurückliegenden 50 Jahren die Geschichte Bündens mitbestimmt haben, war der am 5. Mai verstorbene Langwieser Josias Sprecher einer der Stillsten. Alle Eigenschaften eines Vorprellers, eines Lautstarken, wie sie einem für das öffentliche Geschehen Mitverantwortlichen nach landläufigen Begriffen gemäss zu sein pflegen, fehlten ihm. Zurückhaltend in allen seinen Meinungsäusserungen, fast ängstlich besorgt um seine Objektivität, geriet er kaum je einmal in einen Widerstreit mit den allgemeinen Anschauungen. Er war kein innovativer Gestalter, sondern ein bewährter Träger und Verfechter des öffentlichen Wohls. Solche Männer hat die Demokratie zu allen Zeiten nötig, Politiker, die zwischen den Fronten stehen, sich keinen Leidenschaftlichen hingeben, sondern dort, wo sie hingestellt werden, unauffällig und beharrlich die ihnen zgedachten Aufgaben erfüllen, sind wichtig.

Schon früh fügte sich der Verstorbene in diese seine Rolle. Kaum der akademischen Schulbank entronnen, nach einer kurzen Ausbildungsstape in einem Churer Anwaltsbureau, trieb es ihn wieder heimzu, ins Elternhaus nach Langwies, in jenes schöne Anwesen patrizischen Anstriches, wie sie in den Talschaften Bündens häufig anzutreffen sind und dem Land ein Gepräge der Beständigkeit und Bewährtheit verleihen. Auch Josias Sprecher gehörte über seine Mutter, die der geachteten Familie der Pellizari entstammte, diesen einstigen Adelskreisen an, freilich ohne dass er sich dies nach irgend einer Richtung hin je anmerken liess. Seine fast scheue, leidenschaftslos-nüchterne Art verbot es, bei ihm irgend einen Hang zum Vergangenen zu mutmassen. Vielmehr fühlte er sich verpflichtet, der Gegenwart alles zu geben, wessen er vermochte. So sehen wir ihn denn schon im Jahre 1937, erst 26jährig, als Landammann des Kreises Schanfigg, dem im folgenden Jahr bereits schon seine Wahl ins Bezirksgericht Plessur folgte, beides Richterämter, die seinem Wesen entsprachen. Doch auch



der Politik verschloss er sich nicht vollkommen. Ab 1941 wirkte er als Mitglied des Grossen Rates. Er war damals gewählt worden von seinen Schanfigger Talleuten, die ihn kannten und ihm vertrauten, als politisch Wilder, als Parteiloser also. Dies war umso bemerkenswerter, als in jenen Kampfjahren, in denen sich die aufgekommene Demokraten zur bestimmenden Partei etabliert hatten, Politiker ohne Parteifarbe im allgemeinen keine Aufstiegschancen besaßen. Hierum indessen kümmerte sich der Verstorbene wenig, und auch die überwiegend im demokratischen Lager ansässigen Schanfigger wollten lieber einem Abgeklärten, den sie kannten, ihr Vertrauen schenken, als einem auf die Parteischablone Verpflichteten. So blieb denn Josias Sprecher über viele Jahre hinweg einer der wenigen parteiunabhängigen Parlamentarier im Grossen Rat. Als solcher genoss er hohes Ansehen. Wo immer Geschäfte von parteipolitischer Brisanz zur Behandlung standen, anvertraute man ihm gerne die Mitwirkung in den massgebenden Kommissionen, und kein Zweifel kann obwalten, dass seine Mittelstellung die Wogen der politisch heissen Debatten zu glätten wusste. Seine Voten und Stellungnahmen fielen auf durch emotionslose Sachlichkeit. Hätte Sprecher sich eine

Parteirolle zugemessen, wäre er gewiss früh schon zum Landespräsidenten erkoren worden. Dieser seiner Haltung der Ungebundenheit blieb der Verstorbene lange treu und lehnte es in den fünfziger Jahren auch ab, als Spitzenkandidat auf der Freisinnigen Nationalratsliste aufgeführt zu werden, wo ihm dank seiner Popularität ohne Zweifel grosse Wahlchancen gewunken hätten. Erst viel später liess er sich auf Freundesstuf hin dann doch dazu gewinnen, eine formelle Zugehörigkeit zu den Demokraten einzugehen, den Beherrschern des Tales, denen er freilich nichts verhies, was ihrem politischen Streben irgendwie förderlich hätte sein können. Seine Zugehörigkeit zum Grossen Rat endete erst anno 1981.

Fehlten dem Verstorbenen die landläufigen Eigenschaften eines Politikers, so entsprachen sein Wesen und seine Fähigkeiten umso mehr den Vorstellungen eines Richters. Während einiger Dezennien, von 1937 bis 1975, versah Sprecher das Amt des Schanfigger Kreispräsidenten, alle zwei Jahre erkoren an der schönen Landsgemeinde zu St. Peter von seinen Landsleuten, die ihm vertrauten, dies und jenes übersahen, was man an seiner Amtsführung bekritteln wollte, wissend, dass entscheidend für die Rechtsprechung die unparteiische und leidenschaftslose Hochhaltung der Rechtlichkeit ist, wofür der Verstorbene volle Gewähr bot. Die nämlichen Qualitäten hatten Sprecher auch im Bezirksgericht Plessur, dem er bis zum Jahre 1983 angehörte, ausgezeichnet.

Jetzt, nach seinem Ableben, muss man sich rückschauend vergegenwärtigen, welches Mass an Hingabe und Treue ein derart weitgefächertes Einstehen für öffentliche Aufgaben (wie übrigens auch für andere Ämter, die er zum Teil während Jahrzehnten mit Hingabe versah, wie etwa das Präsidium der Evangelischen Bürgerschaftsgenossenschaft) dem Verstorbenen zuzuteilen wäre: 38 Jahre Kreispräsident (von 1937–1975), 42 Jahre Mitglied des Grossen Rates (von 1941 bis 1983), 45 Jahre Mitglied des Bezirksgerichtes, wovon 24 Jahre als dessen Präsident! Wie viele Tagungen, Sit-

zungen, Verhandlungen, Beratungen, Augenscheine, frühmorgendliche Fahrten nach Chur und spätzeitliches Heimkehren nach Langwies waren mit all diesen Tätigkeiten verbunden, die ihm überdies nur bescheidenste Diäten eintrugen und ihn an gutbezahlten

Arbeiten verhinderten. Sprecher wird als Beispiel eines unverfälschten, urwüchsigen Landmannes in unserer Erinnerung weiterleben. Er wurde geboren am 9. März 1911 und starb am 5. Mai 1994.

Peter Metz

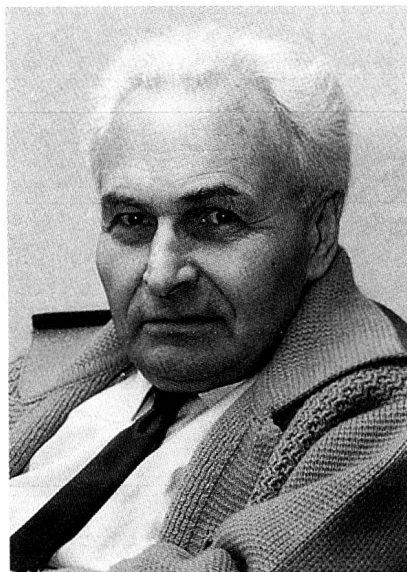
Dr. Gian Caduff

a. Kantonsbibliothekar

Am 3. Mai 1994 ist in Chur Dr. phil. Gian Caduff im Alter von 95 Jahren gestorben. Damit hat ein langes, fruchtbares, aber nicht immer leichtes Leben ein stilles, friedliches Ende gefunden.

Gian Caduff, Bürger von Flond, wurde am 10. Juli 1899 als Sohn eines angesehenen Kaufmannes und dessen aus bäuerlicher Familie stammenden Gattin in Ilanz geboren. Die Kleinstadt am jungen Rhein mit ihren ausgeprägten konfessionellen, sprachlichen und gesellschaftlichen Gegensätzen hat den aufgeweckten Knaben nachhaltig geprägt. Der Vater – schon früh verwitwet – sorgte für eine streng protestantische Erziehung, die aber während der langen Sommerferien auf dem grossväterlichen Bauerngut im benachbarten Strada willkommene Unterbrechung erfuhr. Gians Bubentraum, selbst Bauer zu werden, ist Traum geblieben, wohl zu seinem Glück; denn der sensible Knabe wäre diesem Beruf auf die Dauer weder physisch noch psychisch gewachsen gewesen, und er hätte in ihm auch kaum den Freiraum gefunden, der für die Entwicklung seiner mannigfachen geistigen Gaben nötig war. Ein Träumer ist er zeitlebens geblieben.

Stattdessen zog der junge Oberländer an das Gymnasium der Kantonschule in Chur. Dort wuchs besonders sein Interesse für deutsche Sprache und Literatur, ebenso für Geschichte, soziale Fragen und Politik. Die Aufbruchsstimmung, die gegen Ende des 1. Weltkrieges die Jungen bewegte, muss auch ihn damals mächtig erfasst haben. Über die Schule lernte er zudem seine künftige Gattin kennen, die



Seminaristin Clara Rich, eine liberal gesinnte Churer Katholikin. So fehlte es nicht an geistiger Anregung.

Es folgten germanistische und volkskundliche Studien in Zürich, Leipzig, Marburg und Bern. Der junge Bündner beschloss sie mit einer Doktorarbeit über die Knabenschaften in Graubünden. Diese Dissertation, die ihn viel Zeit und Arbeit kostete, gilt noch heute als eine bahnbrechende Forschungsarbeit und wird als solche immer wieder zitiert.

In Chur, wo die Eheleute Caduff-Rich Wohnsitz genommen hatten, entfaltete Gian eine vielseitige Tätigkeit als Lehrer, Vortragsredner, Journalist, Schriftsteller und Radiomann. Mehr und mehr wendete sich sein Interesse dabei wieder der romanischen Muttersprache zu, in der er auch immer wieder literarisch tätig war. Er gehörte zu den Gründern der Lia Ru-

mantscha sowie der «Renania», der Verbindung der protestantischen Oberländer, war ein häufiger Mitarbeiter der «Casa Paterna» und Mitglied der Redaktionskommission des «Bündner Jahrbuches». In den unruhigen Jahren 1938–41 stellte sich Gian Caduff der Demokratischen Partei des Kantons Graubünden als Präsident zur Verfügung und diente während mancher Jahre der Stadt Chur als Mitglied des Stadtrates (Legislative) sowie später als Stadtschulrat. Er fand aber wenig Befriedigung in der politischen Alltagstätigkeit.

Von 1939 an bis zu seiner Pensionierung 1964 nahm ihn dann die Aufgabe als Kantonsbibliothekar voll in Anspruch. Er war der erste vollamtliche Inhaber dieser Stelle und stand vor einem gewaltigen Nachholbedarf an Ausbau- und Erschliessungsarbeit. Die heutige Generation kann sich kaum mehr eine Vorstellung machen von der Dürftigkeit der damaligen personellen, räumlichen und materiellen Verhältnisse, unter denen er zu arbeiten hatte. So brachte ihm das Amt vielerlei Sorgen, andererseits auch unzählige Kontakte mit den verschiedensten Bevölkerungskreisen unseres Kantons und weit darüber hinaus. Sein Engagement für alle kulturellen Anliegen, besonders auch für jene des Romanischen und des Theaters, blieb unverändert.

Gian und Clara Caduff wurden zwei Kinder geschenkt, beide hochbegabt. Der frühe Tod des Sohnes Renato war ein schwerer Schlag, den die Eltern nie ganz verwunden haben.

Mit dem Ausscheiden aus seinem Amt als Kantonsbibliothekar verminderten sich die bisher so lebhaften Beziehungen mit den kulturell interessierten Kreisen allmählich; alte Freunde starben dahin, und neue verschaffte ihm der Ruhestand nur wenige. Körperliche Altersbeschwerden kamen dazu und damit eine gewisse Neigung zur Selbstisolierung, schliesslich – mit 90 Jahren – der unvermeidlich gewordene Umzug ins Altersheim. Im Januar 1993 verstarb die Ehefrau, und seither sehnte sich auch unser Freund nach dem Ende. Wenn auch sein Geist bis zuletzt erstaunlich wach geblieben ist, so war sein Körper müde

geworden. Der Tod bedeutete für ihn eine Erlösung.

Gian Caduff hat es seiner Umgebung nicht immer leicht gemacht, aber auch sich selber nicht. Der Graben zwischen seinem Ideal einer dem Guten und Schönen zugewandten, friedlichen und vergeistigten Welt und der rauen, hektischen und materialistischen Wirklichkeit, zwischen «den Welten der Davide und der Goliathe», wie er sich ausdrückte, schien ihm unüberbrückbar und trieb ihn in die Resignation. Sein Lebenswerk befriedigte ihn nicht. In einem Dankesbrief auf Glückwünsche zum 90. Geburtstag zitierte er Karl Heinrich Waggerl mit dem Satz «Das Böse, das wir tun, wird uns vielleicht verziehen werden; aber unver-

zeihbar bleibt das Gute, das wir nicht getan haben.»

Das war typisch für die Stimmung in seinen letzten Jahren. Überall glaubte er Misserfolg, eigenes oder auch nur fremdes Versagen erkennen zu müssen.

Und doch hat er so manches geschaffen oder in die Wege geleitet. Über 50 Publikationen nennt das Autorenregister der Kantonsbibliothek, darunter nebst der bereits erwähnten Dissertation auch einen sozialpolitischen Roman «Die Bauern von Taveraska», zahlreiche Aufsätze vor allem über volkskundliche, historische und biographische Themata in Kalendern, Zeitschriften und Zeitungen, sei es in deutscher oder in roma-

nischer Sprache. In beiden Sprachen stellte er sehr hohe Anforderungen an seine Werke. Selten war er mit der ersten Fassung zufrieden; immer wieder wurde korrigiert und gefeilt. Vieles von dem, was er geschaffen hat, empfand er als ungenügend für eine Veröffentlichung; manches hat er nachträglich vernichtet. Gründlichstes Abwägen des Für und Wider hemmte oft seine Entschlusskraft, auch in literarischen Dingen, über Gebühr. Aber vieles ist doch geblieben und wird bleiben. Sein Leben und Wirken hat unseren Kanton reicher gemacht in seiner kulturellen Vielfalt. Dafür wollen wir Gian Caduff über das Grab hinaus unsere Dankbarkeit bewahren.

Wolf Seiler

Paul Bruggmann-Kälin

1913–1994

Wer sich das vielfältige Leben von Paul Bruggmann vergegenwärtigen will, greift zu seinen selbstverfassten «Erinnerungen» aus den Jahren 1988/89. Daraus erfahren wir, dass Paul, geboren als letztes von sechs Geschwistern, beim Tod seiner Mutter kaum drei Jahre alt war. Die Familie lebte in St. Gallen, wo der Vater als erster hauptamtlicher Zentralpräsident der Krankenkasse der christlichen Gewerkschaften wirkte. Bereits mit vier Jahren erhielt Paul eine Stiefmutter, die – wie er schrieb – gut mit ihm war, ihn jedoch, wie damals üblich, streng erzog.

1919 wurde der Sitz der Zentralverwaltung der Krankenkasse nach Luzern verlegt. So kam es, dass Paul die Primar- und Sekundarschule sowie ein Jahr der Kantonsschule in Luzern besuchte. – In jenen Jahren war die Tuberkulose stark verbreitet. Familie Bruggmann wurde auch betroffen: der älteste Sohn starb daran, Paul musste ein halbes Jahr in Davos kuren. – Diese schicksalhaften Erfahrungen in der eigenen Familie veranlassten den Vater, das Sanatorium Albula in Davos-Dorf durch die christlichsoziale Krankenkasse zu errichten und zu führen.



Mit Rücksicht auf seine angeschlagene Gesundheit begann Paul in Davos eine Lehre als Heizungs- und Sanitärmoniteur, die er mit ausgezeichneten Noten abschloss. Sein grösster Wunsch, das Technikum zu besuchen, wurde durch den frühen Tod des Vaters verunmöglicht. Die Krisenzeit der folgenden dreissiger Jahre mit zeitweiser Arbeitslosigkeit traf auch Paul. Er aber blieb nicht lange müssig, die Zeit nutzend, bildete er sich weiter. So

nahm er eine Volontärstelle als Zeichner an; wohlverstanden ohne Lohn.

Im Ingenieurbüro Eigenmann Davos lernte er Lüftungs- und Heizungssysteme berechnen und wurde ein «ganz brauchbarer Kerl» (nach einem Ausdruck eines prominenten Konservativen aus seinen «Erinnerungen»). Ja, es kam sogar vor, dass er Jahre später Anlagen montieren und in Betrieb setzen konnte, die er früher selber berechnet hatte. Sichtlich stolz war er jeweils, wenn – wie nicht anders zu erwarten – alles funktionierte.

Im Blick auf Bruggmanns Kindheit und Jugend verstehen wir sein späteres Engagement für die schwachen Glieder unserer Gesellschaft und für die schuldlos in Not geratenen Mitmenschen.

Während der Kriegsjahre war der tüchtige Berufsmann Platzmonteur einer grossen Heizungs- und Sanitärfirma auf der Lenzerheide und nebenamtlicher Gewerbelehrer in Tiefencastel. Als aktives Mitglied des Christlichen Metallarbeiterverbandes war der Verstorbene auch Gründungsmitglied der Christlichsozialen Partei-gruppe Graubünden im Jahre 1936. Die Stelle eines Gewerkschaftssekretärs und der CSP im Halbamt sowie die Redaktion der «Bündner Hochwacht» übernahm Bruggmann 1944 in Chur, wo er nun wohnte. Einige Jahre spä-

ter, nämlich 1950 wurde er zum Sektionskassier der Christlichsozialen Krankenkasse gewählt.

Seine breitere politische Tätigkeit begann 1945 durch die Wahl in den Grossen Rat, dem er während 28 Jahren angehörte. 1946 bereits kandidierte er als Mitglied des Stadtrats (heute Gemeinderat) und wurde erster Ersatzmann und Mitglied der GPK. Er nahm später viele Jahre Einsitz, sowohl im Stadt- als auch im Gemeinderat und präsiidierte beide Räte.

Der Schreibende lernte Paul Bruggmann als Mitglied der Christlichsozialen Partei 1962 kennen und hatte als Vorstandsmitglied während der folgenden Jahre mit ihm ständigen Kontakt, besonders aber während der gemeinsamen Zeit im Grossen Rat, wo er von seinen Erfahrungen viel lernen konnte. In unzähligen Parteiversammlungen, in denen es oft um die Herausgabe von Abstimmungsparolen ging, ergriff Paul das Wort, nachdem in langatmiger akademischer Rede referiert wurde, und sagte: «Es ist doch einfach so...!» Nach wenigen Sätzen war die Sache für jedermann klar. Bruggmann machte immer seine klare Meinung nach gründlichem Studium der Unterlagen. «Ich bin immer bereit, meine Meinung zu ändern, wenn ich bessere Argumente höre», war ein von ihm oft zitierter, ehrlicher Ausspruch.

Seine offene Art und sein grosser Einsatz wurde von vielen Bürgern geschätzt und honoriert, darum hat er seine Partei ein Jahr lang im Nationalrat vertreten, – leider fehlten ihm einige wenige Stimmen zu einer Wiederwahl. Ähnlich erging es ihm bei der Wahl zum Stadtpräsidenten. Hier waren 60 Stimmen zuwenig. Paul Bruggmann freute sich über die erhaltenen 2700 Stimmen und meinte trocken: «Interessante Arbeit hab ich auch so genug!»

Paul Bruggmann war ein Realpolitiker, – so untersuchte er auch die Machbarkeit seiner Anliegen. Aus verständlichen Gründen war ihm Sozialpolitik ein Herzensanliegen. Er befürwortete die Ausrichtung von Familien- und Kinderzulagen und forderte eine soziale Steuerpolitik. Auf städtischer Ebene mussten Gesetzesgrundlagen für die Entrichtung von Beiträgen an

Alters- und Pflegeheime geschaffen werden. In der Folge wurde das Altersheim Bodmer gebaut, wo er Gründungsmitglied und Präsident der Baukommission und viele Jahre Präsident des Stiftungsrats war.

Für cerebralgelähmte Kinder wollte der Verstorbene zusammen mit Dr. Büeler einen Beratungs- und Behandlungsdienst organisieren und gründete zu diesem Zweck 1960 eine Arbeitsgemeinschaft. 1966 waren bereits acht Beratungsstellen im Kanton eingerichtet.

Parallel dazu wirkte Bruggmann mit bei der Schaffung von Sonderschulen für bildungsfähige cerebralgelähmte Kinder. Bei dieser Arbeit sei er plötzlich nicht mehr gefragt worden, schreibt er in seinen «Erinnerungen». Offenbar war seine politische Einstellung nicht allen genehm. Seine Sache wurde aber verfolgt, worüber er sich freute.

1970 wurde die Stiftung Bündner Eingliederungsstätte für Behinderte errichtet. Auch da betätigte sich Paul Bruggmann als umsichtiger Stiftungsrat; es entstanden Wohnheime und Werkstätten in Davos, Chur, Tiefencastel und Ilanz.

Speziell setzte sich Bruggmann für den Sozialen Wohnungsbau ein. Unter seiner Führung wurden in Chur nicht weniger als 200 Sozialwohnungen und nochmals sovieler verbilligte Eigentumswohnungen erstellt.

Als Bruggmanns Nachfolger in der Städtischen Baukommission und als

Vorstands- und Ausschussmitglied des Abendtechnikums Chur, dessen Gründungsmitglied ebenfalls Bruggmann war, erhielt ich von ihm einen sauber nachgeführten Ordner mit dem Vermerk: «Ich hoffe, dass Dir als Ingenieur diese Arbeit Freude bereite!»

Unzählige Baukommissionen hat Paul Bruggmann präsiidiert. Er war dazu wie kein anderer durch seine Vielseitigkeit und die umfassenden Kenntnisse im Bauwesen prädestiniert. Sein letztes Präsidium betraf das Gebäude der Zentralverwaltung der CSS in Luzern.

Beim Aufzählen all dieser Bauvorhaben sehe ich Paul vor mir, wie er gemächlich seinen Stumpen anzündet, sich zurücklehnt, als ob er sagen wollte: «Das soll mir einer nachmachen!»

Bruggmann galt als sehr kompetenter Ratgeber auf dem Gebiet der Krankenversicherung. Dies ergab sich aus der langjährigen Tätigkeit als Kassenverwalter, aber auch als verdienstvolles Mitglied des Zentralvorstands und Zentralausschusses sowie als Vizepräsident der zweitgrössten Krankenkasse der Schweiz. – Aus Platzgründen kann seine grosse Arbeit als Kassenverwalter der Katholischen Landeskirche sowie das Präsidium des Administrationsrats des Bistums Chur nur erwähnt werden.

Rückblickend sind wir erstaunt, wieviele Sozialwerke dank der Initiative und Mitwirkung des Verstorbenen entstanden sind.

Thomas Deplazes

Agathe Mangold-Schneller

18.8.1924–13.5.1994

Akla Mangold starb am 13.5.94 ganz unerwartet. Sie war die zweite Präsidentin der *Frauenzentrale Graubünden*, der Dachorganisation der Bündner Frauenverbände und Frauenvereine, gegründet 1939. Akla bekleidete das anspruchsvolle Amt als Präsidentin von 1964–1969. Im Jahre 1981 ernannte die Frauenzentrale Akla Mangold «in dankbarer Anerkennung ihres langjährigen Einsatzes für die Bündner Frauen» zum Ehrenmitglied.

Meine Würdigung sei ein Dank der Bündner Frauen an eine Persönlichkeit, die in vielen Richtungen uneigennützig gewirkt hat.

In Felsberg ist Akla aufgewachsen und hat dort die Primarschule besucht. Anschliessend folgten der Besuch der Sekundarschule und der Töchterhandelsschule in Chur, ergänzt durch Kurse an der Ecole Supérieure de Commerce Neuenburg. Es ist bezeichnend für Akla, dass sie

schon als junges Mädchen gleichzeitig mit dem Besuch der Handelsschule ihrem Vater, der in Felsberg Malermeister war, bei der Erledigung der Büroarbeiten half. Akla wollte den Beruf der Fürsorgerin ergreifen – die Zeit bis zum Beginn der Ausbildung 1946 füllte sie aus mit praktischer Bürotätigkeit bei der Kriegswirtschaftsstelle und der Steuerverwaltung des Kantons Graubünden. 1948 erhielt Akla das Abschlussdiplom der Sozialen Frauenschule Zürich als Fürsorgerin. Ihre Anstellung erfolgte danach beim Kanton Graubünden, bei der Bezirksfürsorgestelle Chur, zuständig für die Kreise V-Dörfer, Trins, Rhäzüns, Churwalden und Schanfigg mit insgesamt 28 Gemeinden. Der Beruf der Fürsorgerin entsprach Aklas Naturell voll und ganz – Helfen war für sie kein leeres Wort, sie hat es gelebt. Man kannte damals noch keine 5-Tage-Woche und bei ihrer Tätigkeit auch keinen geregelten Feierabend. Zielgerichtet, aber ohne grosse Erfolgserwartungen verrichtete sie ihre anstrengende Arbeit bis zu ihrer Heirat 1954 mit Rudolf Mangold.

Ich habe Akla Ende der 50er Jahre im Rahmen der Veranstaltungen der Frauenzentrale kennengelernt als Vertreterin des Abstinents Frauenbundes. Bald darauf wurde sie, aufgefallen durch ihre gut formulierten Voten, in den Vorstand der Frauenzentrale gewählt und wenige Jahre darauf 1964 als Präsidentin vorgeschlagen und gewählt. Ihre Wahl bedeutete einen Generationenwechsel, da ihre Vorgängerin, Frau Paula Jörgler, die Frauenzentrale während 25 Jahren souverän geleitet hatte. Es war eine Zeit des Umbruchs in der Frauenbewegung – viele Probleme mussten neu angepackt werden. Ich nenne einige Aufgaben, die in Aklas Präsidialzeit verwirklicht oder ausgebaut wurden: Staatsbürgerliche Abende, Familienplanungsstelle, Teilzeitarbeit der Frauen in den Churer Spitälern, Arbeitsgemeinschaft für das gute Jugendbuch, Altersturnen in Chur. Und dann war da immer noch das nicht verwirklichte Frauenstimmrecht. In die 60er Jahre fielen intensive Bemühungen um die Einführung dieses so selbstverständlichen Rechts in Bund,



Kanton und Gemeinde. Die Frauenzentrale veranstaltete Diskussionsabende, fasste Resolutionen, gelangte mit Petitionen an den Gemeinderat von Chur und an den Grossen Rat, erliess Aufrufe in den Tageszeitungen, liess Flugblätter in alle Haushaltungen verteilen und verteilte Plakate in Läden und Wirtschaften der Stadt Chur. Wer Akla kannte, weiss, wie genau sie es mit der sprachlichen Formulierung jeder schriftlichen Äusserung nahm – jeder Satz, jedes Wort musste sitzen. Akla hatte die Genugtuung, dass mindestens in Chur am 7.4.1968 die Abstimmung positiv ausfiel. Dieses Resultat war auch Aklas Verdienst; mit grossem Einsatz hatte «ihr» Komitee gearbeitet. Auch hier zeigte sich ein Merkmal ihres Wesens: Engagement mit ganzer Seele und ganzer Kraft. Für Akla war das Frauenstimmrecht nicht nur eine heute selbstverständliche Sache der Gerechtigkeit, sondern ein echtes persönliches Anliegen. Nach mehr als 25 Jahren scheint dies den heutigen jungen Frauen nichts Aussergewöhnliches. Damals aber war die Opposition gegen die Gleichstellung der Frauen gross und dies nicht nur in bürgerlichen Kreisen. Es brauchte Mut, sich öffentlich dafür einzusetzen, und diesen Mut besass Akla Mangold. Bei Aklas Rücktritt schrieb die Präsidentin der Zürcher Frauenzentrale: «Für die gute Zusammenarbeit in den vergangenen Jahren danken wir Ihnen auch im Namen der übrigen Zen-

tralen sehr herzlich. Ihre fundierten Vorschläge und Anregungen waren für uns alle von grossem Nutzen, und immer wieder bewunderten wir, mit welcher Initiative und Zuversicht Sie neue Aufgaben an die Hand nahmen und auch zu einem guten Ende führten.»

Akla stellte in ihrem Leben das dar, was für engagierte Frauen ihrer Generation typisch ist: nach der Ausbildung Berufstätigkeit bis zur Heirat, dann in erster Linie Ehefrau und Hausfrau, daneben Teilzeit-Mitarbeiterin ihres Mannes *und* während vieler Jahre Frau im öffentlichen Leben bei der Arbeit zu Gunsten besserer Lebensbedingungen für ihre weniger bevorzugten Mitmenschen. Akla hat als Mitarbeiterin und ausgezeichnete Sekretärin ihres Ehemannes, des kantonalen Grundbuchinspektors, während Jahrzehnten Ausserordentliches geleistet. An dieser Stelle sei es mir erlaubt auf die Arbeit hinzuweisen, die sehr viele Frauen (besonders aus Aklas Generation) im Beruf ihres Ehemannes erbrachten, da man damals noch nicht die Selbstverwirklichung im eigenen Beruf in den Vordergrund stellte.

Im März 1994 durfte das Ehepaar Mangold den 40. Hochzeitstag feiern. Der glücklichen Ehe waren keine Kinder beschieden. Sehr häufig waren aber an der Loestrasse 79 heranwachsende Kinder und Jugendliche anzutreffen, oft weilten sie dort während Wochen und Monaten. Aklas Verständnis für Kinder war so gross wie ihre Hilfsbereitschaft und Gastfreundschaft. Freundschaft war für Akla ein grosses Wort. Wer ihre Freundschaft erlangen durfte, konnte auf Anhören, Ratschlag und Hilfeleistung jederzeit zählen. Es war eine Freude, mit Akla zu diskutieren; ihre offene, oft temperamentvolle Meinungsäusserung war immer klar und ohne Halbheiten, was von Einzelnen nicht verstanden wurde. Vorbildlich war ihre Nachbarschaftshilfe, ihre Hilfe im Verwandten- und Freundeskreis. Regelmässig verfasste sie Briefe und Steuererklärungen für ältere und unbeholfenere Menschen ihres grossen Bekanntenkreises. In den letzten Jahren galt ihre liebevolle tägliche Fürsorge vor allem der hochbetagten Mutter.

Seit einiger Zeit liess Aklas Gesundheit zu wünschen übrig, und es war die Sorge ihrer Angehörigen und vieler Freunde, dass sie den noch immer vielfältigen Pflichten nicht mehr gewachsen war. Ihr so unerwarteter Tod

innerhalb weniger Stunden erschüttert nicht nur ihren Ehemann, sondern alle ihre Verwandten und Freunde, die ihr so viel zu verdanken haben und sie vermissen.

Greta Caprez

Zum Gedenken an Rolf Kienberger

Am 16. Mai verstarb Rolf Kienberger und wurde am 21. Mai unter grosser Beteiligung von Einheimischen, Freunden und Gästen bei fast winterlichen Verhältnissen vom Hotel Waldhaus bis zur Kirche in Sils-Baselgia geleitet. Herr Pfarrer Bernasconi gestaltete eine sehr eindrückliche und würdige Abdankungsfeier, die, ganz im Sinne und Wunsche des Verstorbenen, Dank und Dankbarkeit für ein reich erfülltes, schönes Leben zum Mittelpunkt hatte.

Rolf Kienberger wurde am 10. Februar 1917 auf Rigi-Kaltbad als drittes der vier Kinder von Oskar und Helen Kienberger-Giger geboren. Der Vater, Oskar Kienberger (1917–1965) leitete dort das Grand Hotel. Ab 1918 übernahmen Oskar und Helen Kienberger-Giger die Leitung des Hotels Waldhaus in Sils, das von Josef Giger, dem Vater der Mutter, in den Jahren 1905 bis 1908 erbaut wurde. Das Hotel steckte in einer, bedingt durch den Ersten Weltkrieg, recht schwierigen Situation. Da das Waldhaus damals nur den Sommerbetrieb kannte, führten Oskar und Helen Kienberger im Winter das Palace Hotel in Lugano. So verbrachten Rolf und seine Geschwister die ersten Schuljahre in Lugano und waren jeweils nur im Sommer in Sils. Fürs Gymnasium kam Rolf ab 1930 ins Collège St-Michel nach Fribourg. Es war für ihn eine schöne und produktive Zeit. Er trieb viel Sport und spielte enorm viel Geige. Im Collège Orchester brachte er es bis zum Konzertmeister.

Obwohl seine Neigungen eigentlich in eine andere Richtung wiesen (Musik, Technik, Literatur), entschloss er sich nach reiflicher Überlegung und sicher nicht ohne Zögern, nach der Matura in die Fussstapfen seines Vaters und Grossvaters zu treten und Ho-



telier zu werden. Einmal diesen bewussten Entschluss gefasst widmete er von da an bedingungslos seine ganze Energie, Beharrlichkeit und Intelligenz seinem Beruf mit einem «feu sacré», das ihn sein ganzes Leben lang nicht verliess.

Den 2. Weltkrieg erlebte er als Offizier der Gebirgsinfanterie mit mehr als 1500 Diensttagen in der Aktivdienstzeit. Es war eine Zeit, die ihn stark geprägt hat und vor allem sein Führungsstil beruhte auf einigen, recht einfachen aber nützlichen Grundsätzen aus der militärischen Führungsausbildung. Die Freizeit im Dienst nutzte er zum privaten Sprachstudium. Hauptsächlich zur Verbesserung seiner italienischen und englischen Vokabularien.

Nach seiner Ausbildung, u.a. im Suvretta House in St. Moritz, im Hotel Bristol in Lugano, im Parkhotel Flims-Waldhaus, im Hotel Flüela in Davos-Dorf, erhielt er seine erste Direktionsstelle im Parkhotel in Lugano im Jahre

1946. Ab 1950 leitete er jeweils im Sommer, zunächst noch mit seinem Vater Oskar Kienberger, das Hotel Waldhaus in Sils-Maria.

Im Jahre 1951 heiratete Rolf Kienberger Rita Müller aus St. Gallen. Den Eheleuten wurden vier Kinder geschenkt, Urs, Maria, Claudia und Jürg. Urs Kienberger führt heute zusammen mit seinem Schwager Felix Dietrich und seiner Schwester Maria das Unternehmen.

Im Winter führte er u.a. das Hotel Seehof in Davos-Dorf und dann ab 1953 das Hotel Chantarella in St. Moritz. Mit Einführung der Wintersaison in Sils widmete er sich ab 1963 voll und ganz dem familieneigenen Hotel Waldhaus, das er zusammen mit seiner Frau Rita nach sehr schwierigen Anfängen, namentlich im Winter, zu einem blühenden Unternehmen von Weltruf führte. Was nur mit einem ausserordentlichen Einsatz und mit grossem Idealismus und Opferbereitschaft möglich war.

Rolf Kienberger war ein aussergewöhnlicher Mensch. Es ist selten, dass man mit Überzeugung sagen kann: ein Mensch ohne Fehl und Tadel. Rolf war sehr gläubig und schöpfte seine Kraft für alle seine Aufgaben aus dem Glauben und Vertrauen in Gott. Eine seiner lebenswürdigsten Eigenschaften war sein tief sinniger, heiterer Humor, der immer wieder, manchmal ganz überraschend, aufblitzte. Eine wichtige Rolle in seinem Leben spielte auch die Musik. Seit seiner Schulzeit pflegte er das Violinspiel und hat damit sich und seiner Umgebung viel Freude gemacht. Ein weiteres Hobby war der Wein. Er pflegte und liebte seinen Weinkeller und kannte alle seine feinen Kostbarkeiten, die er gerne auch seinen Gästen erklärte. Auf Reisen und zuhause sammelte er alle Verse und Sprüche rund um den Wein, deren er habhaft werden konnte, es müssen hunderte sein, die dann zur Freude seiner Gäste immer wieder auf der Speisekarte erschienen.

Seine Arbeitskraft, seine Weitsicht und seine Erfahrung stellte er aber auch in den Dienst der Öffentlichkeit. Viele Jahre war er Präsident der katholischen Kirchgemeinde Sils, er gehörte 17 Jahre dem Gemeindevor-

stand von Sils an, ebenfalls viele Jahre dem Vorstand des Kur- und Verkehrsvereins. Lange Jahre leitete er die Vereinigung Pro Fex. Seit Erstellung der Furtschellas-Bahn war er im Verwaltungsrat, den er von 1988 bis 1990 präsidierte. Er war ein gern gesehenes und geschätztes Mitglied des Lions Club Oberengadin, in dem er viele schöne Stunden zusammen mit Gleichgesinnten verbringen durfte. Sein besonderes Interesse galt aber der Hotellerie. Von 1963 bis 1969 präsidierte er den Hotelier Verein Maloja-Sils-Silvaplana. Von 1968 bis 1977 war er Präsident des Bündner Hotelier Vereins, zu dessen Ehrenmitglied er ernannt wurde. Besonders anstrengend und verdienstvoll war seine Tä-

tigkeit im Zentralvorstand des Schweizerischen Hotelier-Vereins, dem er von 1966 bis 1975 angehörte und der ihn ebenfalls zum Ehrenmitglied ernannte. Der Schweizer Hotelier Verein umfasst rund 3000 Betriebe mit ca. 4500 Mitgliedern.

Im Zentralvorstand bekleidete er ab 1972 das Amt des Vize-Präsidenten, das zu einer besonders schweren Last wurde, weil der damalige Präsident Lépin schwer erkrankte und starb. Damals stand wohl nur seine charakteristische Bescheidenheit und die Verantwortung für den eigenen Betrieb zwischen ihm und dem Präsidentenamt. Eine ganz besondere Leistung erbrachte er mit seiner entscheidenden Rolle bei der Aushandlung des ersten

Landesgesamtarbeitsvertrages im Gastgewerbe in den Jahren 1972/73.

Eine weitere Eigenschaft der Persönlichkeit von Rolf Kienberger war seine grosse Bescheidenheit. Nie drängte er ins Rampenlicht. Dazu war er immer verständnisvoll und hilfsbereit. Seine ganze Liebe galt seiner Familie, den Kindern und Enkelkindern, die alle in ihm einen guten Zuhörer, Berater und Freund fanden. Wer mit Rolf in Freundschaft verbunden sein durfte, hat viel mehr erhalten als gegeben und ist daher von grosser Dankbarkeit erfüllt. Rolf Kienberger wird uns immer in Erinnerung bleiben, und wir können nur eines sagen: danke, Rolf!

Sepp Müssgens

Dr. iur. Rolf Raschein

27. Oktober 1929 – 12. Juni 1994

Am 16. Juni 1994 nahm in der Martinskirche in Chur eine überaus grosse Trauergemeinde Abschied von alt Bundesrichter Dr. iur. Rolf Raschein. Nahezu das gesamte Bundesgericht, Delegationen der kantonalen Behörden und der Gerichte, Freunde aus der Schul- und Studentenzeite, aus seiner Partei, seinem Wohnkreis, Couleurbrüder seiner Lebensverbinding und viele andere Personen wollten dem Verstorbenen die letzte Ehre erweisen und insbesondere ihren Dank für seine grossen Verdienste abstaten. Wer war nun aber dieser von so vielen Menschen hoch geachtete Rolf Raschein? Dem von den nächsten Angehörigen verfassten und von Herrn Pfarrer Niederstein anlässlich der Abdankungsfeier verlesenen Lebenslauf kann entnommen werden: «Als Sohn von Barbara und Paul Raschein-Rüedi kam Rolf Raschein am 27. Oktober 1929 im Frauenspital Fontana in Chur zur Welt. Er wuchs als zweitältester von vier Brüdern in Malix auf. In Chur besuchte er die Kantonsschule. Auf dem elterlichen Bauerngut in Malix und auf dem von allen geliebten Sommersäss «Unter dem Tschuggen» in Parpan erlebte er eine glückliche Kindheit. Als Kantonsschüler schloss



er sich dem Kantonsschülerturnverein KTV an, wo er sich freundschaftliche Beziehungen für sein ganzes späteres Leben schaffen konnte. Seinen Maturaufsatz verfasste er über «Wesen und Funktion der politischen Parteien in der Schweiz».

Im Wintersemester 1948/49 kam Rolf Raschein nach Bern, um dort Jura zu studieren. Von Anfang an war dieses Studium von seiner Zugehörigkeit zur akademischen Turnerschaft

Rhenania geprägt. Zweifellos schrieb er ein Stück Geschichte dieser bald zweihundertjährigen Lebensverbinding mit. Es bereitete ihm besondere Freude, dass die Familie seine Begeisterung mitrug und seine beiden Söhne fünfundzwanzig Jahre später auch Rhenanen wurden. Am Uni-Rhenanenball 1950 lernte er Margreth Vifian, seine Frau, kennen. Sie heirateten am 5. Juni 1954.

Dem Ehepaar Raschein-Vifian wurden 1956 und 1958 die Söhne Heinz und Urs geschenkt. Für ihren Vater stand an oberster Stelle die Familie, für die er auch zu verzichten bereit war. Danach waren Politik und Rechtspflege seine Berufung und Leidenschaft; Integrität, Unabhängigkeit und Dienst an der Gemeinschaft seine Maximen.»

Der berufliche Werdegang des Verstorbenen zeichnete sich durch schlanke Gradlinigkeit aus. Nachdem sich der Maturand entschlossen hatte, Jurisprudenz zu studieren, stand die Wahl der Universität nicht mehr gross zur Diskussion. In Bern lehrten damals so bekannte Professoren wie Theo Guhl, Hans Huber, Max Kummer, Hans Merz, Peter Tuor und insbesondere Professor Dr. iur. et phil. Peter Liver, ein Klassenkamerad seines Vaters Paul Raschein aus der Kantonsschulzeit. Seine Studien bewältigte

Rolf Raschein ohne die geringsten Unebenheiten. Im Dezember 1953 wurde er aufgrund einer bei Professor Dr. Hans Merz eingereichten Dissertation aus dem Gebiet des Erbrechts «magna cum laude» zum Doktor beider Rechte promoviert. Im Jahre 1955 erwarb er das bündnerische Anwaltspatent, nachdem er sein Praktikum als Aktuar ad hoc beim Kantonsgericht Graubünden absolviert hatte. Noch im gleichen Jahr eröffnete er in der Villa Caffisch in Chur zusammen mit Dr. iur. Heinz F. Jossi eine Anwaltspraxis, die sie 1962 an den Martinsplatz verlegten. Die Advokatur – ab 1959 kam auch noch das Notariat dazu – blieb das Hauptbetätigungsfeld von Rolf Raschein, bis er im Jahre 1968 zum vollamtlichen Kantonsgerichtspräsidenten gewählt wurde.

Seine Richterkarriere begann aber schon viel früher. Im Mai 1953 wählte die Bsatzung des Kreises Churwalden den Studenten Rolf Raschein zum Kreispräsidenten und zum Grossrat. Diese Doppelfunktion als Richter und Parlamentarier übte er vierzehn Jahre lang aus. Im Grossen Rat wurde er bald einmal zu einer gewichtigen Stimme, die weit über die Reihen der Freisinnigen Fraktion, die er sechs Jahre lang präsidierte, hinaus Gehör und Beachtung fand. Aus seiner vielfältigen parlamentarischen Tätigkeit sei nur in Erinnerung gerufen, dass er sich mit grossem Elan als Schrittmacher des Frauenstimmrechts im Kanton und in den Gemeinden betätigte und anfangs der siebziger Jahre als Wegbereiter für das Kantonale Gemeindegesetz, das vom Volk 1974 angenommen wurde, auftrat. Er hatte unter dem Titel «Bündnerisches Gemeinderecht» 1971 eine vielbeachtete und von den Praktikern auf allen Stufen vielbenutzte Schrift verfasst, die erstmals einen Überblick über die Institutionen und den Rechtszustand auf dem Gebiet der bündnerischen Gemeinden verschaffte. Eine politische Karriere wäre dem jungen, dynamischen Grossrat durchaus offengestanden. Er wählte stattdessen das Richteramt. Als der legendäre Dr. Paul

«Bock» Jörimann – notabene nach über dreissigjähriger souveräner Amtsführung – 1968 zurücktrat, kandidierte Rolf Raschein mit Erfolg um die Nachfolge. Bemerkenswert erscheint mir in diesem Zusammenhang, dass bereits sein Urgrossvater, Luzius Raschein, dieses hohe Richteramt von 1882 – 1899 versah und sein Grossvater Paul Raschein ausser Regierungs- und Nationalrat auch Kantonsrichter war. Rolf Raschein führte also eine während nur einer Generation unterbrochene Familientradition fort.

Als Kantonsgerichtspräsident wirkte Rolf Raschein lediglich vier Jahre. Bereits 1972 wählte die Vereinigte Bundesversammlung den erst 43jährigen als Nachfolger von Dr. Silvio Giovanoli ins Bundesgericht. Seiner Neigung entsprechend konnte er von Anfang an in einer Zivilkammer tätig sein, nämlich vorerst neun Jahre lang in der zweiten Zivilabteilung und anschliessend in der ersten Zivilabteilung, die er ab 1983 präsidierte. Daneben gehörte er auch der Schuldbetreibungs- und Konkurs-Kammer an. Am 10. Januar 1989 konnte schliesslich die Bündner Zeitung titeln: «Das Bundesgericht ist fest in Bündner Händen». Rolf Raschein war mit einem Glanzresultat (221 Stimmen bei einem absoluten Mehr von 115 Stimmen) zum Bundesgerichtspräsidenten und damit zum höchsten schweizerischen Richter für die Jahre 1989 und 1990 gewählt worden. Erst zwei Bündler durften vor ihm diese hohe Ehre erfahren, nämlich Gaudenz Olgiati (1895) und Silvio Giovanoli (1969). Auf Mitte 1992 trat Rolf Raschein als Bundesrichter zurück, blieb aber bis zu seinem Tode als Zusatzrichter mit dem Bundesgericht verbunden und bewältigte daneben vielfältige Aufgaben, insbesondere als Gutachter und Schiedsrichter.

Die Tätigkeit des Richters spielt sich kaum in der Öffentlichkeit ab. Seine Arbeit wird häufig kaum beachtet; sie zu qualifizieren, darf sich ein Aussenstehender gar nicht anmassen. Allgemein bekannt war Rolf Raschein aber

dafür, dass er die Verhandlungen seiner Kammer straff präsidierte und die öffentlichen oder geheimen Beratungen auf das Wesentliche zu kanalisieren verstand. Auch fanden seine fundierten Referate bei den Richtern seiner Abteilung grosse Anerkennung. Mir persönlich war – und dafür bin ich heute noch dankbar – beschieden, bei Rolf Raschein die Lehre als Anwalt durchlaufen und während mehr als dreissig Jahren mit ihm nicht nur persönlichen, sondern auch beruflichen Kontakt pflegen zu dürfen. In diesen Jahrzehnten lernte ich Eigenschaften des Juristen Rolf Raschein kennen und bewundern, die deshalb Erwähnung verdienen, weil sie es ihm ermöglichten, seine grossen Aufgaben bravurös zu bewältigen und seine hohen Richterämter überzeugend auszufüllen. Rolf Raschein verfügte, vorab auf dem Gebiet des Zivilrechts, über ein wirklich umfassendes Fachwissen; er arbeitete diszipliniert und mit grosser Effizienz, sofort das Wesentliche erkennend und immer im Auge behaltend; sein Denken wie auch seine Sprache waren klar und schnörkellos; er verfügte über den erforderlichen Mut, schwierige Probleme anzugehen und auch unpopuläre Entscheide zu fällen; Aufgaben, die sich ihm stellten, ging er mit sachlicher Nüchternheit und mit intellektueller Brillanz an und führte sie mit vorbehaltlosem Einsatz und notfalls eiserner Beharrlichkeit einer Lösung zu.

Rolf Raschein betrieb, so meine ich, Jurisprudenz nicht um ihrer selbst Willen, nicht aus Freude an spitzfindigen dogmatischen Spielereien. Er betrachtete das Recht als für das Funktionieren des Staates unerlässliche Basis und die Rechtsfindung und Rechtsprechung als Instrument zur Lösung der vielgestaltigen zwischen Personen und zwischen Staat und Personen auftretenden Probleme. Er war der klassische Pragmatiker und als solcher einer der wenigen grossen Juristen, die unser Kanton hervorgebracht hat.

Hans Guyan

Prof. Dr. phil., Dr. iur., Dr. h. c. Peter Liver

21. August 1902–10. September 1994

Am 10. September 1994 ist Professor Dr. Peter Liver im Alters- und Pflegeheim Tertianum in Ittigen bei Bern im hohen Alter von 92 Jahren entschlafen.

Das Lebenswerk des mit seiner Heinzenberger und Bündner Heimat eng verbunden gebliebenen Politikers, Rechtslehrers und Historikers ist derart umfassend, dass es in einem Nachruf nur angedeutet werden kann. Der Hinweis auf früher publizierte Würdigungen anlässlich seiner runden Geburtstage, der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Universität Zürich, der Verabschiedung von der akademischen Tätigkeit und der ihm gewidmeten Festschrift, sowie die Verleihung des Bündner Kulturpreises und vieler weiterer Ehrungen mag es heute rechtfertigen, in diesem Jahrbuch in erster Linie vom Mitbündner und Mitmenschen Peter Liver Abschied zu nehmen.

Seiner Bündner Heimat leidenschaftlich verpflichtet war und blieb der Bauernsohn Peter Liver bis zum letzten Atemzug, wobei er geistig weitesten Horizonten stets in umfassendem Sinne offen blieb.

Als ihn die Bündner Regierung mit der Verleihung des Bündner Kulturpreises am 17. März 1978 ehrte, erinnerte er vorweg an seine Herkunft aus der Reihe von Vorfahren, die sich durch mehrere Jahrhunderte der Heinzenberger Geschichte hinzieht, und sagte:

«Diese Herkunft ist der Wurzelgrund, der schliesslich immer stärker die Richtung meiner wissenschaftlichen und praktischen Arbeit bestimmt hat. Eine meiner Walser-Studien habe ich mit den folgenden Worten geschlossen: Wie der Mensch den Boden, so hat auch der Boden den Menschen und sein Recht geformt. Dies darf ich auch auf mich selbst beziehen.»

In der schweizerischen Rechtsgeschichte und in einer Wissenschaftsgeschichte der Schweiz wird Livers Name und Leistung fortbestehen, so, wie Generationen von Studenten des Rechtslehrers Peter Liver mit hoher



Anerkennung und Dankbarkeit gedenken werden.

Am 21. August 1902 geboren und im elterlichen Bergbauernbetrieb in Flerden aufgewachsen, besuchte Peter Liver die dortige Gesamtschule, dann die Kantonsschule in Chur, um nach der Matura in Jena und Zürich Geschichte und Philosophie und dann auch noch, diesmal in Bern, Jurisprudenz zu studieren.

1929 promovierte er mit seiner geschichtlichen Dissertation «Vom Feudalismus zur Demokratie in den graubündnerischen Hinterrheintälern» in den Fächern Geschichte, neuere deutsche Literatur und Philosophie zum Dr. phil. Diese inhaltlich und sprachlich vorzügliche Arbeit, in der er ein lebendiges Bild des bündnerischen Mittelalters entwickelte, basierte auf umfassenden Quellenstudien und begründete in der Fachwelt seinen Ruf als Forscher und fundiert analysierender Wissenschaftler, der in der Folge sein ganzes Lebenwerk begleiten sollte. Diese Dissertation entstand weitgehend im väterlichen Haus in Flerden.

Anschliessend erwarb er auch das Diplom für das höhere Lehramt des Kantons Zürich in Geschichte. Es bereitete ihm grosse Freude, dass er als junger Student an der Kantonsschule während einer langen Militärdienstzeit seinen verehrten Klassenlehrer Janett Michel, den nachmaligen Rektor der Bündner Kantonsschule, in den

Fächern Latein, Griechisch, Geschichte, Deutsch und Turnen vertreten durfte.

1933 wählte ihn der Kreis Thusis zum Kreispräsidenten und in den Grossen Rat, in den er damals als einer der jüngsten Abgeordneten eingezogen ist. Bereits 1935 erfolgte die Wahl in die Bündner Regierung, den damaligen Kleinen Rat, dem er zwar nur bis 1940 angehörte; denn bereits 1939 hatte ihn der Bundesrat als Rechtslehrer an die Eidg. Technische Hochschule gewählt.

Livers Regierungszeit als Vorsteher des Departementes des Innern und der Volkswirtschaft fiel in die dreissiger Jahre. Die Landwirtschaft bildete damals noch einen Haupterwerbszweig im Kanton, dessen Volkswirtschaft von der Wirtschaftskrise schwer betroffen war. Unsere Bauern mussten praktisch ohne jegliche Stützmassnahmen auskommen. Der Erlös aus dem Viehverkauf war für viele das einzige, spärliche Einkommen, und gerade in diesem Sektor war der Preis einbruch massiv. Peter Liver führte sein Departement mit grosser Umsicht, Tatkraft und landwirtschaftlicher wie juristischer Sachkenntnis. Er kannte die Nöte der Bauernsamen.

In der Regierung kam auch eine bedeutsame gesetzgeberische Arbeit auf ihn zu. Neben allen anderen regierungsrätlichen Obliegenheiten war ihm die verwaltungsrechtliche Rechtsprechung ein besonderes Anliegen. Er erarbeitete die Rekursentscheide mit grösster Gründlichkeit und Sachkenntnis persönlich. Nicht einmal die Urteilsredaktion überliess er dabei den Sekretären. Die Frucht dieser Tätigkeit bildeten zahlreiche Urteile, die Eingang in die Publikation der Rekurspraxis des Kleinen Rates fanden und in der grundlegenden Verordnung über das Verfahren in Verwaltungsstreitsachen ihren Niederschlag fanden. Peter Liver ist so zum eigentlichen Schöpfer des Verwaltungsprozessrechtes im Kanton Graubünden geworden. Auch nach seinem Austritt aus der Regierung stellte er dem Kanton Graubünden seine Dienste als Experte und Gutachter unzählige Male zur Verfügung.

Hohe Intelligenz, eine klare Sicht

der Dinge, Gründlichkeit und Schaffenskraft zeichneten ihn als Politiker aus, Eigenschaften, die in der Folge auch sein wissenschaftliches Werk prägen sollten. Die Gabe eines ungemein schöpferischen und tätigen Geistes bildete aber auch die Grundlage seines Unterrichts, der zu den grossen und unvergesslichen Erlebnissen in der Erinnerung seiner Studenten gehört.

Von 1945 bis zu seiner Pensionierung im Jahr 1971 wirkte Peter Liver als Professor für Rechtsgeschichte, deutsches und schweizerisches Privatrecht an der Universität Bern. Als begnadeter Rechtslehrer wusste er den Unterricht ungemein lebendig zu gestalten. Selbst komplexe Probleme wurden dem Studenten durch die gestaltende Kraft seines Vortrages zugänglich und verständlich. Peter Liver ist trotz seiner strengen Wissenschaftlichkeit und dogmatischen Konsequenz nie zum Theoretiker geworden. Davon bewahrten ihn seine praktischen und vielfältigen Lebenserfahrungen. In allen Bereichen des Personen- und Sachenrechts, der Rechtsgeschichte, des Deutschen Privatrechts, des Wasserrechts bleibt dem, der das Privileg hatte, ihm zuhören zu dürfen, seine profunde Sachkenntnis und der brillante Vortrag in Erinnerung.

Peter Liver nahm sich, trotz grösster Beanspruchung, seiner Schüler in vorbildlicher Weise an. Unzähligen Studenten stand er jederzeit mit Rat und Tat und mit Geduld auch als Doktorvater zur Verfügung. Gerade der junge

Bündner Rechtsbeflissene durfte von allem Anfang an erfahren, welchen Eckpfeiler heimatlicher Solidarität er an der Berner Universität in der Person von Professor Peter Liver fand. Auch die vorzügliche und manchmal recht kritische Kommentierung der bundesgerichtlichen Rechtsprechung in der Zeitschrift des bernischen Juristenvereins half dem Studierenden, aber auch dem Praktiker immer wieder, der Lösung des Rechtsfalles näher zu kommen.

Peter Liver hinterlässt ein ungemein vielseitiges und höchst anspruchsvolles wissenschaftliches Lebenswerk. Das Verzeichnis seiner Abhandlungen, Besprechungen und Aufsätze, Monographien, Kommentare und Gutachten umschliesst ein Spektrum, das weit über seine angestammten Gebiete hinaus reicht. Das Baurecht, das Stockwerkeigentum, die Realobligation, das Eigentum, die Grunddienstbarkeiten, das Bauhandwerkerpfandrecht, das Grundbuch, das bäuerliche Boden- und Erbrecht und noch viele andere Rechtsbereiche und -institute zeugen von seinem genialen Schaffen. Mit wachem Sinn setzte er sich für die Erfordernisse einer zukunftsbezogenen, einfachen, klaren und verständlichen Gesetzgebung ein. Ebenso bedeutsam ist sein Verdienst als Wegbereiter der Fortentwicklung einer praxisbezogenen Rechtsprechung geworden. Er konnte sich manchmal über die Unbeweglichkeit des Bundesgerichts ärgern; aber ebenso wenig zögerte er mit der Anerkennung, wenn

das Bundesgericht den von ihm aufgezeigten Leitplanken in der Entscheidung folgte.

Dank der Fürsorge seiner Gattin konnte sich Peter Liver voll seinem Beruf und seiner Berufung zuwenden, fand er die Kraft für sein erfolgreiches Schaffen. Seine Familie wurde ihm, mit seinen Worten, «zur glück- und segensreichen engsten Lebensgemeinschaft». Der Abschied von der allzufrüh verstorbenen Ehefrau fiel ihm entsprechend schwer und belastete sein Alter bis zum Lebensende.

Der Kanton Graubünden hat Anlass zur Dankbarkeit für die Treue und tiefe Verbundenheit, die ihm Peter Liver stets bewahrt hat, aber auch für sein in vielen bündnerischen Rechtsfragen klärendes Wirken und darüber hinaus für sein Lebenswerk, das sich würdig einreihet in die besten Leistungen der schweizerischen Rechtswissenschaft.

Ulrich Gadiant

*Zum Gedenken
an Prof. Peter Liver slg.*

offerieren wir unserer Leserschaft, solange Vorrat, die beiden im Calven Verlag erschienenen Aufsatzbände wie folgt:

Abhandlungen zur Rechtsgeschichte
1972, 748 Seiten

Rechtsgeschichtliche Aufsätze
1982, 550 Seiten

Preis pro Band Fr. 27.-.

Calven Verlag

SCHWEIZERISCHE
ALPINE
MITTELSCHULE DAVOS



- Internat für Knaben und Mädchen von 12 bis 19 Jahren
- Gymnasium (Typen A, B, C, E) mit eidg. anerkannter Maturität
- Handelsmittelschule mit Berufsmaturität
- Sommer- und Wintersport

Auskunft erteilt:
Rektor Dr. E. Bolliger, Tel. 081 / 43 52 36 · Fax 43 14 89

Canon
Kopierer.

Jetzt
bei uns auch
Farbkopien
in hoher Qualität



Buch- und Offsetdruck
Bischofberger AG, Chur
Masanserstrasse 14
Telefon 081 - 22 12 22
Telefax 081 - 22 48 47